Margarethe von Oesterreich,

Gemahlin des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Zwey Theile.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung,
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wenig Fürsten haben vielleicht schmeichelhafte Beynamen mit so vielem Rechte erhalten, als der Herzog von Oesterreich, Leopold der Glorreiche, den seinigen, dem er nicht weniger Ehre machte, als er durch ihn geehrt wurde. Im Frieden wie im Kriege gleich groß, wurde er von seinen Unterthanen geliebt, von seinen Feinden gefürchtet, und von jedem seiner Zeitgenossen, der Verdienst zu würdigen wußte, geschätzt.

Die Liebe seiner Unterthanen gewann er sich besonders durch die Abfassung einer Landeshandveste, welche jedem Stande derselben gleich nützlich war. Dieses Gesetzbuch zeichnete sich durch Bestimmtheit nicht weniger aus, als durch die weise und milde Gerechtigkeit, von welcher es zeugte. Leopold suchte durch dasselbe nicht nur die bürgerliche Sicherheit zu befestigen, sondern auch die Sitten zu verbessern, wozu auch sein eigenes Beyspiel mächtigen Reiz gab.

Voll Zuversicht, daß er ihm helfen würde, konnte jeder Dürftige und Bedrängte zu Leopol-

den gehen, dessen Milde im Kleinen wie im Großen half. Unter vielen Beyspielen nur eins. Eifrig bemühte sich Leopold, das Beste seines ganzen Landes und jeder Stadt insbesondere zu befördern, am thätigsten äusserte er aber dieses wohlthuende Bestreben gegen seine Residenz Wien. Lange hatte er schon für ihren größern Flor gearbeitet, viele milde Stiftungen gemacht; sie durch öffentliche Gebäude verschönert, welche Pracht und Nutzbarkeit in sich vereinigten; und sie durch starke Befestigungen wider feindliche Angriffe geschützt, als er einst ihren Bürgern dreyßigtausend Mark Silbers lehnte und durch diese väterliche Unterstützung allgemeinen Wohlstand verbreitete.

Gegen Fremde war Leopold nicht minder menschenfreundlich als gegen seine Unterthanen gütig. Zwey ungarische Prinzen suchten bey ihm zu verschiedenen Zeiten Schutz, und mit der grösten Thätigkeit nahm sich ihrer der Menschenfreund Leopold an, indem er zu ihrer Hülfe seine ganze Macht in Bewegung setzte. Wir erwähnen von diesen beyden fürstlichen Flüchtlingen nur des Königs von Ungarn, des jungen Ladislaus etwas näher.

Ladislaus war noch ein Kind, als sein Vater Emerich starb, und seinem Unmündigen ein Reich hinterließ, das ihm Andreas, der Bruder

des Verstorbenen, zu rauben trachtete. Verjagt von ihm mußte sich Ladislaus mit seiner Mutter Konstanze nach Oesterreich flüchten, wo Leopold der klagenden Königin die Versicherung gab: sein Schwerd nicht eher in die Scheide zu stecken, bis er ihrem Sohne die geraubte Krone wieder erkämpft hätte.

Ohne Zögern begann er den Kampf für die gekränkte Unschuld; Sieg folgte seinen Schritten, und schon sahe er sich dem Ziele nahe, als der Tod den jungen Ladislaus von dem Schooße seiner Mutter riß. Leopolds starker Arm konnte nun der Königin Konstanze nicht länger nützen, doch zeigte sich ihr Beschützer auf eine andere Art, als ihr wohlthätiger Freund. Verbunden mit seiner Gemahlin tröstete er die betrübte Mutter und verwendete sich bey dem Könige Andreas für ihr Bestes.

Konstanze wünschte an den Hof ihres Bruders, des Königs von Arragonien, zurück zu kehren, weil der Aufenthalt auf ihrem Witthume in Ungarn sie allzuoft an ihren Verlust erinnern und das Heilen der Wunden verhindern würde, die ihr der Tod ihres Gemahls und ihres Sohnes geschlagen hatten. Leopold vermogte den König Andreas, Konstanzen ihr Witthum durch eine Summe Geldes zu vergüten,

und ihre Abreise nach ihrem Vaterlande nicht zu verhindern.

Durch Leopolds Vermittelung wurde diese Konstanze nachher die Gemahlin des römischen Königs, Friedrichs des Zweyten. Glücklich durch gegenseitige Liebe dankten beyde Leopolden oft, mit aller Wärme des Gefühls ihres Glückes, daß er der Gründer desselben geworden war, und auch dann noch, als der Tod seine geliebte Gemahlin bereits von ihm getrennt hatte, dankte Friedrich oft dem Herzoge von Oesterreich für den Genuß der frohen Stunden der vergangenen Zeit.

Leopold war einer der ersten Fürsten gewesen, die Friedrich den Zweyten als römischen König anerkannten, und seine Treue gegen denselben blieb unwandelbar bis an seinen Tod; weder Furcht vor der Menge der Feinde Friedrichs, noch vor dem Banne des Pabstes, des Unversöhnlichsten und Mächtigsten unter jener Menge, vermogten sie zu erschüttern. Leopold sahe in Friedrich den Zweyten den großen ruhmwürdigen Fürsten, den jeder unverblendete Beobachter in ihm bewundern mußte; und fern von aller Theilnahme an den Verfolgungen des Pabstes gegen diesen großen Kayser, war er immer bereit, ihm mit seinem Rathe oder seinem Schwerde zu dienen.

Nur zur Nothwehr oder zum Kampfe für Bedrängte bewafnete sich Leopold, und kehrte dann immer mit Lorbeern gekrönt von dem Kampfplatze zurück. Den schönsten Kranz derselben hatte er in Palästina errungen, wo sich Damiate an ihn ergab. Der Denkungsart seines Zeitalters gemäß, hatte Leopold einen Kreuzzug unternommen, geleitet von Frömmigkeit, die ihn auch bewog, einige geistliche Orden, die noch nicht in seinem Lande blüheten, dahin zu verpflanzen.

Geliebt von seinen Unterthanen und geehrt von seinen Zeitgenossen war Leopold glücklich als Fürst, aber in seinem häuslichen Leben war er es weniger, obgleich seine Vermählung nicht von der Staatskunst, sondern allein von Liebe geleitet worden war.

Es war im Jahre 1202, als Leopold an dem Hofe des Kaysers Philipp die Prinzeßin Theodore sahe, die ihre Verwandte, die Kayserin Irene, von Konstantinopel nach Deutschland begleitet hatte. Sie war schön und Irenens Busenfreundin, welches, wie uns dünkt, genug ist, sie unsern Lesern mit wenig Worten zu schildern. Die Busenfreundin Irenens mußte nothwendig ein nicht minder vortrefliches Herz und einen eben so hellen Verstand besitzen, als diese große Kayserin; und beydes war Theo-

dorens Eigenthum, wodurch sie sich Irenens innige Freundschaft verdiente.

Zu der Zeit, mit welcher wir unsere Geschichte beginnen, hatte Leopold bereits drey und zwanzig Jahre an der Seite seiner Gemahlin gelebt, ohne daß ihre gegenseitige zärtliche Liebe durch diese lange Reihe von Jahren wäre vermindert worden. Gegründet auf Achtung und innere Vorzüge, verlohr sie zwar an hochloderndem Feuer, gewann aber an unverlöschlicher sanft wärmender Gluth, jemehr jene innern Vorzüge, durch mancherley Begebenheiten, die durch eine Reihe von Jahren herbey geführt wurden, Gelegenheit bekam, sich zu entwickeln.

Theodore beschenkte ihren Gemahl mit drey Söhnen und vier Töchtern, von denen aber die ersten für Beyde zu Quellen des Kummers wurden. Leopold, der Erstgebohrne dieser Söhne, berechtigte die Eltern von seiner frühesten Kindheit an zu den größten Hofnungen, deren Erfüllung aber durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde.

Der junge Leopold lebte zu Kloster Neuburg, um sich hier, fern von dem Geräusche des Hofes, ganz den Wissenschaften zu widmen, durch deren Erlernung er sich zum künftigen Regenten vorbereiten sollte. Im neunten Jahre seines Lebens kletterte er, zu einer Zeit, wo eben

sein Lehrer vergaß, daß ein Zögling, von so lebhaftem Geiste, wie Leopold, steter Aufsicht bedürfe, auf einen Baum, von dem er so unglücklich herabfiel, daß er nach wenig Augenblicken sein Leben endigte. Der Schmerz der Eltern über seinen Tod war um so grösser, je weniger sie sich von ihren beyden jüngern Söhnen gleiche Hofnung machen konnten, wie von dem Verunglückten.

Heinrich, der Aelteste unter beyden, machte seinen Eltern die wenigste Freude. So viel Mühe sie sich auch gaben, in ihm die Milde zu erwecken, die in ihrem Busen lebte, so wenig gelang dieses Bestreben; Heinrich blieb rauh und hart. Mit Stolz und Verachtung behandelte er seine Diener und seine Lehrer, die er ebenfalls als seine Diener zu betrachten pflegte, und kannte keine größere Freude, als Thiere zu martern, wovon selbst zwey Hunde, seine Lieblinge, nicht ausgenommen waren. Leopold und Theodore machten das Versehen, daß sie ihren Sohn durch Strenge bessern wollten, wodurch sie ihn aber nur noch mehr verhärteten. Zu spät erkannten sie ihren Fehler und bedienten sich der Milde, deren Anwendung früher wahrscheinlich vortheilhaft gewesen seyn würde, nun aber ohne Erfolg blieb, weil der Hang zur Grausamkeit schon zu tief in Heinrichen gewurzelt war.

Weniger Besorgniß für die Zukunft als sein älterer Bruder, machte Friedrich seinen Eltern mit einem zügellosen Leichtsinn, durch welchen seine übrigen guten Eigenschaften verdunkelt wurden. Beyde Brüder liessen schon früh Streben nach Hoheit und größerm Ansehen bemerken welches die Eltern mit Furcht, für die Ruhe des Landes und für die brüderliche Eintracht ihrer Söhne, erfüllte.

Den Gram über diese versüßte die älteste Tochter Margarethe, das Abbild ihrer Mutter, von welcher wir Dir, lieber Leser! hier keinen Schattenriß liefern wollen, weil sich im Verfolg dieser Geschichte, wenn wir den Pinsel nicht ganz mit Unkunde führen, ihr liebliches Bild dir mehrmals in seiner ganzen Schöne darstellen wird.

Agnes glich ihrer Schwester, wenn sie sie schon nicht erreichte. Ihrer erwähnen wir nur, weil sie Margarethens Schwester war, die aber schon drey Jahre vor der Zeit, mit welcher unsere Geschichte anfängt, sich mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen vermählt hatte, dem sie durch den Tod bald wieder geraubt wurde.

Gertrut und Konstanze, die jüngsten dieser Schwestern, waren zur Zeit der Vermählung Agnesens noch Kinder von wenig Jahren.

So viel zur Einleitung, jetzt zur Geschichte selbst.

Gleich beym Antritt seiner Regierung hatte Kayser Friedrich gelobt, einen Kreuzzug zu thun, von einem Jahre zu dem andern verschob er aber die Erfüllung seines Gelübdes, weil seine Gegenwart sowohl in Sicilien als in Deutschland nöthig war. Der Pabst Honorius der Dritte ermahnte ihn oft, nicht länger zu zögern, und wurde besonders dringend in seinem Verlangen, als die traurige Bothschaft von der Wiedereroberung der Festung Damiate durch die Saracenen nach Europa kam. Er ladete ihn deshalb, nebst mehreren deutschen Fürsten, nach Verona ein, sich daselbst gemeinschaftlich über die Mittel zu berathen, durch welche das große Werk der Entreissung des heiligen Landes, an welchem die vereinigten Kräfte der Christenheit, beynahe seit zwey Jahrhunderten, vergebens gearbeitet hatten, endlich einmal vollbracht werden könnte.

Unter den Fürsten, die dem Rufe des heiligen Vaters nach Verona folgten, befand sich auch der Herzog von Oesterreich, dessen Gegenwart den Pabst um so mehr freuete, weil er von ihm und von dem Herzoge von Bayern, die sichersten Nachrichten von der Lage der Dinge in dem heiligen Lande und in Egypten erhalten konnte. Dennoch traf diese Zusammenkunft mit den Wünschen des Pabstes nicht überein, weil Frie-

drich nicht auf derselben erschien, wodurch der Pabst genöthigt wurde, ihn zu einer andern zu laden. Auf den Rath des Königs von Jerusalem wurde beschlossen, den Kreuzzug nicht eher zu unternehmen, bis der Waffenstillstand verflossen wäre, den die Christen im Morgenlande, nach der Uebergabe von Damiate, mit dem Sultan in Egypten geschlossen hatten.

Friedrich sollte indessen die Rüstungen eifrig betreiben, und sich bemühen, andere europäische Fürsten zur Theilnahme an seinem Kriegszuge zu vermögen. Er wendete alle Thätigkeit an, dieses Werbegeschäft den Wünschen des Pabstes gemäß zu vollenden, fand aber bey allen, an die er sich deshalb wendete, die nämliche Abneigung wider einen Kreuzzug, wie sie ihn selbst erfüllte. Auch unter seinen deutschen und italiänischen Lehnsmännern folgten nur wenige seinem Beyspiele; und auch von diesen hatten viele kaum das Kreuz genommen, als sie sich auch schon von der Verbindlichkeit, selbst nach Palästina zu gehen, Dispensation erkauften.

Dennoch drang der Pabst immer mehr auf Friedrichs Abreise nach dem heiligen Lande, und suchte endlich durch Drohungen zu bewirken, was er bisher durch Ermahnungen nicht hatte ausrichten können. Auf einer Versammlung in Sanct Germano, welcher nebst andern deutschen

Fürsten auch der Herzog Leopold beywohnte, suchte sich Friedrich gegen zwey Kardinäle, durch die der Pabst seine Drohungen erneuern ließ, wegen seines Zögerns zu rechtfertigen, indem er ihnen die Hindernisse vorstellte, die es ihm bis jetzt unmöglich gemacht hätten, sein Gelübde zu erfüllen.

Honorius Befehlen gemäß, liessen sich die päbstlichen Legaten durch diese Rechtfertigung nicht befriedigen, sondern drangen auf bestimmte Erneuerung des schon längst geleisteten Gelübdes, und droheten mit Bann und Interdikt, wenn es Friedrich aufs neue unerfüllt lassen würde. Hierdurch sah sich dieser zu dem Versprechen genöthigt, den Kreuzzug in zwey Jahren unausbleiblich zu unternehmen.

(Friedrichs Zimmer.)

Kayser Friedrich, Herzog Leopold.

Friedrich.

Gut, daß Ihr kommt, Herr Herzog, damit ich in Euren freundschaftlichen Busen meinen Gram schütten kann.

Leopold. Wie gern nähme ihn Euer getreuer Lehnsmann von Euch, da Ihr, gnädigster Herr, ihn mit den Namen eines Freundes zu hoch ehrt.

Friedr. Traurig ist es, sich wider Willen zu etwas verpflichten zu müssen, trauriger aber noch, wenn die Erfüllung eines solchen Versprechens mit so vielen Gefahren verbunden ist, als ich von einem Kreuzzuge zu befürchten habe. Es war der unseligste Gedanke daß ich, hingerissen von Jugendhitze, und um mich dem Pabste gefällig zu machen, vor mehreren Jahren das Kreuz nahm. Die Rüstungen, zu welchen ich gezwungen bin, werden die Kräfte meines, durch die Ränke der Päbste, ohnehin schon geschwächten Reiches noch mehr erschöpfen.

Leop. Wenigstens werden Eure Getreuen einen Theil der Last von Euern Schultern zu nehmen suchen.

Friedr. Ich zweifle, da sich bisher noch so wenige gefunden haben, die mit mir ziehen wollen.

Leop. Und wenn keiner von Deutschlands Fürsten Eure Majestät begleitete, so soll doch mich nichts abhalten, Euch mit meiner ganzen Macht zu folgen.

Friedr. Habt Dank, Herr Herzog, für Euren freundschaftlichen Eifer, jetzt aber wünschte ich andere Beweise desselben zu erhalten, die Euch zudem weniger schwer seyn werden, als Heeresfolge zu einem Kreuzzuge, an welchen der bloße Gedanke gewiß viele Lehnsleute und Dienstmannen erschreckt.

Leop. Befehlt, gnädigster Herr, auf welche Art ich euch nützen könnte und seyd versichert, daß ich Euren Befehl nach meinen besten Kräften ausführen werde.

Friedr. Keinen Befehl, lieber Herzog, eine Bitte hat Euer Freund Friedrich an Euch. Ihr wisset, daß der Haß der Päbste erblich auf meinem Hause ruht; wisset, wie viel meine Väter und mein Oheim von diesen herrschsüchtigen Priestern litten, und werdet daher nicht für unnöthige Furcht halten, wenn ich, sobald ich mich aus Europa entferne, den heftigsten Ausbruch der Verfolgung des Pabstes ahnde.

Leop. Um Euch nicht beyzustimmen, müßten mir die Bemühungen des Pabstes und seines Verwesers: Euch in Italien und Deutschland Feinde zu erwecken; unbekannt seyn.

Friedr. So wie die Ränke des letztern mir, seinen Mündel, mit raubgierigen Händen zu entziehen trachteten, was er mir mit väterlicher Sorgfalt zu erhalten hätte suchen sollen! Hätten ihm die Edeln meines Königreichs erlaubt, die Herrschaft über dasselbe an sich zu reissen: so würde es mir noch schwerer geworden seyn, sie wieder zu erhalten, als ich es bisher mühsam fand, die unbefugte Macht zu bezügeln, zu welcher sich meine Edeln während meiner Minderjährigkeit empor schwangen. Mit Hülfe einiger

Verräther unter ihnen, sucht nun Honorius zu vollenden, was Innocenz begann, und meine Entfernung aus Europa wird ihm hierzu günstige Gelegenheit bieten.

Leop. Eure Getreuen, gnädigster Herr, werden einen solchen möglichen Versuch vereiteln.

Friedr. Wer wird aber den Bemühungen des Pabstes steuern, durch die er die Fürsten des Reichs in ihrer Treue gegen mich zu erschüttern suchen wird? Dies, Herr Herzog, möget Ihr thun!

Leop. So ich es vermag, mit Gefahr meines Lebens.

Friedr. O nein, ich hoffe, ohne eine so große Aufopferung. Stehet meinem Sohne mit gutem Rathe bey, dessen seine Jugend noch oft bedarf; und damit Ihr dies mit besserm Erfolge könnt, so gebt ihm die Hand einer Eurer Töchter, und erfüllt hierdurch den Wunsch: meinen Sohn, den Gatten eines guten biedern Weibes zu wissen.

Leop. Eurer Majestät gütiges Vertrauen zu meinen Töchtern ist mir noch theurer, als das Begehren, das für mich und sie so ehrenvoll ist.

Friedr. Man darf nur Euch und Eure trefliche Gemahlin kennen, um zu Euren Töchtern das lebhafteste Vertrauen zu gewinnen. Wie mir sind Euch die Fehler meines Sohnes be-

kannt; Ihr wisset, daß er mit einem Stolze, der immer höher strebt, Leichtsinn verbindet, der seiner Jugend eher zu verzeihen ist, denn jener, und nach meiner Hofnung würde ihm ein gutes reizendes Weib von dieser Schwachheit heilen. Nennt mir diejenige von Euern Töchtern, die Ihr vorzüglich fähig haltet, der Arzt meines Sohnes zu werden.

Leop. Vermögte dies irgend eine unter ihnen: so wäre es meine Margarethe, denn ihre Schwestern sind noch zu jung, um von ihnen einen gereiften Verstand fordern zu können.

Friedr. Wohl, so werde Margarethe meine Tochter! Habt Ihr vielleicht ein Gemählde Eurer Tochter bey Euch, durch welches wir, bevor sie mein Sohn siehet, seine Aufmerksamkeit auf sie fesseln könnten?

Leop. Ein treffendes, ob gleich nicht sie dem Mahler saß. Es ist das Konterfey meiner Theodore, als sie sich in dem Alter befand, das nun ihre Tochter erreicht hat, und der letztern vollkommen ähnlich, so wie sie selbst dem Urbilde.

Friedr. So laßt mich davon Gebrauch machen, denn fern ist es von mir, bey der Verbindung unsrer Kinder nur für mich Vortheil zu wünschen, oder sie gleich einer Staatsverhandlung zu betreiben. Indem sie unsern Willen

befolgen, sollen sie glauben, nur nach dem Wunsche ihres Herzens gewählt zu haben.

Freudig über die günstigen Gesinnungen des Kaysers gegen seine Tochter, gab ihm Leopold das Bild derselben, welches er nun zu Erreichung seines Zweckes benutzte. Er machte einen vertrauten Diener mit seinem Plane bekannt, überlieferte ihm Margarethens Bild, und befahl ihm, es seinem Sohne in die Hände zu spielen, mit der Versicherung, daß er es gefunden hätte, den Besitzer desselben aber so wenig, als das Urbild dies schönen Gemähldes kennte.

Friedrichs Vertrauter wußte sich seines Auftrags auf eine gute und unverdächtige Art zu entledigen. In der Abwesenheit Heinrichs — so hieß Friedrichs, bereits zum römischen Könige gekrönter Sohn — befand er sich einst in dem Zimmer desselben. Er wußte, daß der junge König bald dahin zurückkommen würde, und ging ihm bey seinem Eintritte mit Margarethens Bilde entgegen.

Könnt Ihr, gnädigster Herr, vielleicht den Besitzer dieses Gemähldes errathen — fragte er den König — Ich fand es heut nicht weit von Eurem Zimmer, und wünschte [illegible] dem Eigenthümer

mer um so mehr zurück zu geben, da ihm der Verlust eines solchen Kleinodes in zwiefachem Verstande unmöglich gleichgültig seyn kann. Sehet hier die funkelnden Edelgesteine, in welche es gefaßt ist, die aber neben der Schönheit des Gemähldes bald verblinden.

Wessen Konterfei ist es? — fragte Heinrich, indem sein Blick fest und bewunderungsvoll auf dem Gemählde haftete.

Dies — fuhr der Hofmann fort — hoffe ich von Euch erfahren zu können, denn in Eurem Alter, gnädigster Herr, hat man gewöhnlich genauere Kunde von den schönen Prinzessinnen, als dann, wenn sich, wie bey mir, das Haupthaar schon zum Grau verfärbt.

Ich bitte Euch, Herr Ritter — erwiederte Heinrich — sucht zu erforschen, wer dies himmlische Bild verlor, oder welches Fräulein zu demselben saß, damit Ihr einen Verlust ersetzen könnt, den der Besitzer gewiß schmerzlich empfindet.

Friedrichs Vertrauter versprach, sich alle Mühe zu geben, glaubte aber in Heinrichs Augen eine andere als die vorgegebene Ursache zu lesen, aus welcher er ihm eine Nachforschung befahl. Ob er richtig las, mögen unsere Leser

aus einem Gespräche folgern, welches zwei Tage nachher dem Kaiser das Herz seines Sohnes aufschloß.

Heinrich (auf einen Sessel geworfen, den Rücken gegen die Thür gekehrt.) Friedrich (tritt ein, ohne von seinem Sohne bemerkt zu werden.)

Friedrich.

So gedankenvoll, mein Sohn?

Heinrich. (springt verlegen auf, und verbirgt etwas in seinem Busen.) Verzeiht, mein Vater, mein Geist schweifte eben außer den Mauern meines Zimmers umher.

Friedr. Was ich sehr deutlich bemerkte; wo war aber sein Aufenthalt?

Heinr. (stockend) Nirgends. Mit raschem Fluge eilte er von Deutschland und Italien gen Palästina.

Friedr. (mit mildem Lächeln) Und was du so eilig in deinem Busen verbargst, war vielleicht der Riß von Damiate oder von Cairo, den Du betrachtetest, um über den Unternehmungsplan des christlichen Heeres nachzudenken.

Heinr. (mit steigender Verlegenheit) Nein, mein Vater, es war kein Riß von einer Veste des heiligen Landes — es war überhaupt gar

nichts — Ihr habt Euch geirrt — ich zog nur ein wenig an meinem Gewand.

Friedr. Möglich, daß ich nicht richtig sahe; vollkommen richtig ist aber gewiß die Bemerkung einer Veränderung, die sich seit zwey Tagen mit Dir begeben hat. Solche Abwesenheiten des Geistes, wie ich Dich eben jetzt in einer überraschte, begegneten Dir seit dieser Zeit öfters. Vermuthlich waren es Folgen der Besorgniß, die Dich wegen meines nahen Kreuzzuges beunruhigte?

Heinr. Ihr durchschauet mein Inneres.

Friedr. Mit tiefer dringendem Blicke, als Du glaubst, denn nur allzuwohl ist es mir bewußt, daß nicht der Gedanke an den Kreuzzug Deine Sinne fesselt, sondern etwas, das Dich noch mehr betrift, Deinem Herzen noch näher liegt.

Heinr. Kann mir irgend etwas theurer seyn, als das Beste meines Vaters, mit welchem das meinige so genau zusammenhängt?

Friedr. Frage Dein Gewissen, mein Sohn, und es wird Dich der Unwahrheit beschuldigen, doch darfst Du deshalb nicht erröthen, denn es giebt etwas, das dem gefühlvollen Manne theurer seyn kann, als Vater, Thron und Vaterland, noch mehr Dir, dem kaum vierzehnjähri-

gen Jünglinge, in dessen Busen eine erst entzündete Flamme noch mächtiger auflodert, als bey dem Manne, dessen Leidenschaften Jahre schon abgekältet haben. Vielleicht weißt Du es selbst noch nicht, daß in Deinem Innern Liebe glüht; zu unverkennbar sind aber die Spuren ihrer Gegenwart mir und jedem, der Dich sieht.

Heinr. Deuteten meine Mienen wirklich auf das, was Ihr aus ihnen folgert, so wären sie aus Dollmetschern meiner Empfindungen zu Lügnern geworden.

Friedr. Nein, zu gefahrlosen Verräthern. Vollende ihr Geständniß, mache Deinen Vater zum Vertrauten, und sey versichert, daß er Dein Vertrauen durch Beyhülfe, Rath und Nachsicht belohnen wird, je nachdem eins von diesen dreyen nöthig seyn wird.

Heinr. (in erkünstelt feierlichem Tone) Noch einmal, mein Vater, Ihr irrt, und misdeutet die Blicke Eures Sohnes, der seinem liebevollen Vater das Herz noch nie verschloß und — —

Friedr. (ihn unterbrechend) Und es ihm auch jetzt nicht verschließen würde, wenn ihm nicht das Vorurtheil: ein Vater wäre in Angelegenheiten der Liebe kein schicklicher Vertrauter; die Zunge fesselte. Wisse, mein Sohn, daß ich keiner von jenen strengen Vätern bin, welche die Neigung ihrer Kinder nach ihren Absich-

ten zwingen; gleich einem Freunde werde ich Dich nur mit meinem Rathe leiten, wenn vielleicht rasches Handeln, das der Jugend so gewöhnlich ist, meinen Rath nöthig machen sollte. (nach minutenlanger Pause) Du schweigst noch! Wäre es möglich, daß in dem Busen meines Sohnes ein Feuer brennte, das er seinem Vater nicht zu gestehen wagen dürfte?

Heinr. Es sey, ich will mich nicht länger vor Euch verbergen! Ja, mein Vater, ich liebe, aber forscht nicht nach dem Gegenstande meiner Leidenschaft, denn meine Liebe ist eine Schwachheit, und welcher Mensch gesteht auch seinem Vater gern Schwachheiten.

Friedr. Ein Stolz, lieber Sohn, der oft gefährlich wird, besonders in Fällen wie der Deinige. Solche Schwachheiten können öfters das Herz ausschließend einnehmen, und sind gewöhnlich nur unter dem Beirathe eines Freundes zu besiegen; finde diesen Freund in mir, indem Du Dich mir sonder Zurückhaltung entdeckst.

Heinr. O lasset mir immer den kleinen Stolz: ohne fremde Hülfe über mein Herz gesiegt zu haben!

Friedr. Bist du des Sieges so gewiß?

Heinr. Ich hoffe ihn.

Friedr. Wohl, ich will Dir nicht kämpfen helfen, um Dir nicht den kleinsten Theil des Triumphes zu rauben, mit welchem Deine Hofnung sich schmeichelt, um aber meinem längern Dringen zu wehren, mußt du mir wenigstens die Art Deiner Schwachheit gestehen, den Gegenstand derselben begehre ich nicht zu wissen.

Heinr. (bittend) O erlaubt mir auch jenes zu verschweigen.

Friedr. Ein liebevoller Vater bittet Dich um die Entdeckung desselben, wirst Du seine Bitte unerfüllt lassen?

Heinr. Wie vermögte ich dies! Hört das Geständniß Eures Sohnes, und zürnt nicht über ihn.

Friedr. Schwachheiten trift nie mein Zorn, der nur die Strafe eines Verbrechens ist.

Heinr. So werdet Ihr mir Euer Mitleid schenken, wenn ich Euch sage, daß ich ein Bild liebe.

Friedr (lächelnd) Doch nicht das Bild der heiligen Jungfrau, oder einer andern ihrer Himmelsgenossinnen?

Heinr. Nein, ich glaube, daß das Urbild noch auf Erden wandelt ob es schon mehr einer Tochter des Himmels gleicht, aber ich fürchte, daß es bereits eines Andern Eigenthum ist.

Friedr. Woher diese Furcht?

Heinr. Ihr werdet sie mit mir theilen, wenn ihr hört, daß das Gemählde, dessen Kopey sich so unaufhaltsam in mein Herz stahl, nicht fern von meinem Zimmer gefunden wurde, wo es vermuthlich ein Mann verloren hatte, der sich durch dasselbe die abwesende Gattin oder Geliebte zu versinnlichen suchte.

Friedr. Ist Dein Bild in Demanten gefaßt?

Heinr. In die köstlichsten, die aber von den Reizen des Gemähldes verdunkelt werden.

Friedr. Wie freuet es mich, mein Sohn, daß ich Dein Vertrauen für Dich und mich so süß belohnen kann. Wisse, daß Dein geliebtes Bild die Tochter meines Freundes, des Herzogs von Oesterreich, darstellt. Eben jetzt sagte er mir, daß er das Gemählde der geliebtesten seiner Töchter verloren hätte, und Dir sey zum Trost gesagt, daß die Hand der schönen Margarethe noch so frey ist als ihr Herz.

Heinr. (mit Feuer) Wie glücklich würde Euer Sohn seyn, wenn es der reizenden Margarethe eine solche Empfindung öfnete, wie sie das seinige erfüllen.

Friedr. Glücklicher noch als Du glauben kannst, denn die Schönheit, die Dich so allmächtig zu diesem Bilde hinzog, ist Margare-

thens geringster Reiz, der ihrem gebildeten Verstande und ihrem vortreflichen Herzen weit nachsteht.

Heinr. O mein Vater, facht die Flamme in meinem Busen nicht noch mehr an, bevor Ihr wisset, ob sie genährt werden darf.

Friedr. Ich hoffe es, der Herzog Leopold ist ja mein Freund, der sich Deinem Glücke nicht entgegen stellen wird. Lasse mich mit ihm sprechen!

Noch des nämlichen Tages erfuhr Heinrich von seinem Vater, daß sich Leopold seinem Wunsche gemäß erklärt hätte, und nun brannte er vor Ungeduld, nach Deutschland heim zu kehren. Friedrich hielt ihn zurück, weil er ihn begleiten wollte, und so mußte er sich noch eine Zeitlang mit dem Besitze von Margarethens Bilde begnügen, das ihm Leopold bey seiner Abreise zurückließ.

So bald dieser in Wien eingetroffen war, machte er seiner Gemahlin bekannt, daß er Margarethen dem römischen Könige verlobt hätte, und mit ihr gemeinschaftlich bemühte er sich nun, in dem Busen seiner Tochter Empfindungen zu erwecken, zusammen zu treffen mit de

nen, von deren Gegenwart er sich bey Heinrichen zu Sankt Germano überzeugt hatte.

Beide Eltern begannen damit, daß sie ihrer Tochter Heinrichs Bild mit den gefälligsten und lebhaftesten Farben mahlten, ohne sich jedoch von der Wahrheit zu entfernen. Dieses hatten sie um so weniger nöthig, da eine getreue Schilderung fern von aller Schminke ohnehin schon für den römischen König einnahm. Wirklich brachte auch die Schilderung, die Leopold und Theodor von ihm machten, genau die Wirkung hervor, welche sie damit bezweckten. Theodor wurde sehr bald überzeugt, wie viel Anziehendes Heinrich für ihre Tochter gewonnen hatte, denn Margarethe wurde es nicht müde, von ihm zu sprechen, und den Erzählungen von ihm mit gespannter Aufmerksamkeit und der lebhaftesten Theilnahme zuzuhören.

So bald Leopold von Heinrichs nahen Ankunft benachrichtiget wurde, glaubte er sich seinem Zwecke noch mehr nähern zu müssen. Er scherzte einige mal mit seiner Tochter über ihre günstigen Gesinnungen für den römischen König, freuete sich, daß sie solche Scherze erröthend von sich abzulehnen suchte, weil ihm hierdurch ihre Empfindungen deutlich wurden, und sprach nun mit Ernst von dem, was er erst scherzend behandelte. Margarethe gestand ihren Eltern,

für die sie keine Geheimnisse hatte, ihre Liebe für den römischen König, worauf sie von ihnen erfuhr, daß ihre Wahl mit der ihrigen zusammentrafe.

Frau Theodore glaubte nun, ihre Tochter auch mit dem größten Fehler ihres Verlobten, mit seinem Leichtsinne, bekannt machen zu müssen; theils um zu verhüten, daß ihre Liebe sich nicht vermindern mögte, wenn sie einst an ihm, von dem ihre Eltern bisher nur Gutes gerühmt hatten, einen Mangel entdeckte; theils auch, um sie durch guten Rath in den Stand zu setzen, an der Verbesserung dieses Fehlers arbeiten, und sich selbst vor möglichen nachtheiligen Folgen desselben sichern zu können.

Unterdessen sich Leopold mit seiner Gemahlin bemühte, Margarethen den Mann, der ihr zum Gemahl bestimmt war, theuer zu machen, sahe er einen Wunsch erfüllt, der ihn schon lange beschäftiget hatte. Es zeigte sich ihm ein Strahl der Hofnung: daß Heinrich die Foderungen, die er als Vater und Fürst an ihn machte, nun vielleicht eher erfüllen würde als bisher.

Heinrich war jezt ein Jüngling von siebenzehn Jahren, der seinen Vater und ganz Oeste-

reich mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllte, weil sich das Land unter seiner Regierung kein solches Glück versprechen konnte, wie es jezt unter der sanften Herrschaft des Vaters Leopold genoß. Heinrich beschäftigte sich unablässig mit Bogen, Schwerd und Lanze, deren er sich bald zum Jagen bediente, bald in ritterlichen Spielen sich in dem Gebrauche derselben vervollkommte; alles andere, was nicht mit dem Kriege, der Jagd oder den Kampfspielen in Verbindund stand, hatte für ihn keinen Reiz, so nöthig ihm auch Wissenschaft desselben seyn mogte. Vergebens forderte ihn sein Vater auf sich mehr zum guten und milden Fürsten als zum rastlosen Krieger zu bilden; und mit banger Erwartung blickte jeder friedliebende Oesterreicher in die Zukunft, wo Heinrichs unersättlicher Durst nach Kriege dem Lande mit Beschwerden und Verwüstung drohte.

An sich schon bedrückend, wird es ein Krieg noch mehr, wenn ein Fürst die Lasten desselben seinen Unterthanen nicht zu erleichtern, die Wunden, welche er zurückläßet, während des Friedens nicht zu heilen sucht; und keinem, der den Erben von Oesterreich kannte, war eine solche Hofnung möglich. Mitleid wohnte nicht in Heinrichs Busen; viele zweifelten sogar, ob er des Gefühls der Menschlichkeit fähig wäre; und

die Fühllosigkeit, mit welcher er Nothleidende von sich zurückstieß, so wie seine Härte, die das geringste Versehen seiner Diener mit ungerechter Strenge bestrafte, erlaubte allerdings jenen Zweifel.

Rastlos hatten sich Leopold und seine Gemahlin beeifert, ihren Sohn umzustimmen, hatten auch auf dessen Bildung noch größere Sorgfalt gewendet, als auf die Bildung seines jüngern Bruders. Neben dem Bewußtseyn: daß Heinrich der Leitung noch nöthiger bedürfe als Friedrich; bewog Leopolden besonders Liebe für sein Volk hierzu, die ihm nicht erlaubte, etwas unversucht zu lassen, um seinen Erstgebornen zu einem löblichen und würdigen Fürsten zu bilden.

Auf welche Art er seinen Zweck zu erreichen suchte, würden wir Dir, lieber Leser! weitläuftiger erzählen, wenn wir, statt der Geschichte Margarethens, das Leben ihres Bruders schrieben, denn in jener ist uns nur erlaubt, die Begebenheiten des leztern kurz zu berühren.

Als Leopold alle Mittel zur Besserung seines Sohnes vergebens angewendet sahe, und sich überzeugte, daß die Eindrücke, welche seine väterlichen Lehren und liebevollen Ermahnungen zuweilen auf ihn machten, durch seine bösen Gesellschafter sogleich wieder verwischt würden,

glaubte er nur noch einen einzigen möglichen Fall, wodurch bewirkt werden könnte, woran er bisher so ganz ohne Erfolg gearbeitet hatte.

Die Liebe — sprach er einst zu Theodoren, indem ihm der Schmerz über ihren mißrathenen Sohn Thränen auspreßte — ist mächtig, und hat schon oft größere Umwandlungen hervorgebracht, als die Umschaffung Heinrichs zu einem sanften und biedern Manne seyn würde. Sie wollen wir zu Hülfe nehmen, und dann gelingt uns vielleicht, was bisher bey aller Mühe nicht gelingen wollte.

Kaum hatte dieser Einfall den Herzog durchflogen, als er ihn dem Grafen Rüdiger von Pleigen mittheilte, um sich mit ihm über die Ausführung desselben zu berathen, weil er unter allen seinen Hofleuten von diesem die beste Weisung zu erhalten hofte.

Graf Rüdiger war so eben von einer Reise zu vielen der vornehmsten deutschen Fürsten zurücke gekommen, welche er mit einem Abgesandten des Kaisers Friedrich gemacht hatte, Theilnehmer an Friedrichs gelobtem Kreuzzuge zu werben. Dieses Geschäft thätig zu betreiben hatte er sich an vielen Orten lange genug aufgehalten, um genaue Kenntniß der Höfe zu erhalten, wo er verweilte. Ein geprüfter Menschenkenner wurde es dem Grafen Rüdiger nicht

schwer, von vielen fürstlichen Fräulein Kunde zu sammeln, die er jezt benuzte, um seinem Herzoge gefällig zu seyn.

Unter allen den Schönheiten, die ich unter den Fürstentöchtern sahe — ließ Rüdiger seinen Rath hören — dünkt mich, gnädiger Herr, zu Eurem Plane keine passender, als die Schwester des Herrn Landgrafen von Thüringen, Fräulein Agnes, welche mit fesselnder Schönheit den liebenswürdigsten Charakter verbindet, und Sanftheit mit Majestät in sich vereinigt. Die leztere hat jedoch nichts Abschreckendes oder Furchterweckendes; unwiderstehlich fühlt man sich aber hingerissen, ihr zu huldigen.

Wollt Ihr meinen Sohn bey dem Fräulein von Thüringen einführen? — fragte der Herzog.

Ihr wißt ja, gnädiger Herr — erwiederte Graf Rüdiger — daß ich jeden Eurer Befehle so freudig, als nach meinen besten Kräften befolge.

So bald Rüdiger den Herzog verlassen hatte, ließ dieser seinen Sohn zu sich rufen, und fragte ihn: ob er zu einer Jagd in dem Thüringer Walde geneigt wäre. Heinrich versprach sich zu viel Vergnügen von einer Jagd in diesem großen Walde, um nicht die Frage seines Vaters ohne Zögern zu bejahen, doch verlor sei-

ne Freude etwas von ihrer ersten Größe, als er erfuhr, daß Graf Rüdiger von Pleigen, welchen Staatsgeschäfte zu dem Landgrafen Ludwig riefen, sein Begleiter seyn würde. Eine Reise nach dem Thüringer Walde, in der Gesellschaft seiner gewöhnlichen Jagdgenossen, wäre ihm angenehmer gewesen. Um seinen Vater nicht zu erzürnen, äußerte er nichts von seinem Widerwillen gegen die Gesellschaft des Grafen von Pleigen, die ihm auch während seines Aufenthalts in Eisenach und auf der Wartburg mehr angenehm als lästig wurde.

Agnesens Schönheit ließ es Heinrichen bald vergessen, daß eine Jagd die Absicht gewesen war, die ihn nach Thüringen führte. Graf Rüdiger hatte ihm auf dem Wege dahin viel von Agnesens Reizen gesagt; nach der Ankunft auf der Wartburg fragte Rüdiger den Prinzen, ob er seinen Bericht nicht bestätigt fände; und wußte sich bey ihm beliebt zu machen, und sein Vertrauen zu erwerben, weil er, so oft er sich mit ihm allein befand, dem Wunsche: von Agnesen zu sprechen; den Heinrich mit jedem Liebenden gemein hatte, ohne Aufforderung entgegen kam.

Heinrichs Bestreben, sich Agnesen gefällig zu machen, gab dem Grafen von Pleigen Gelegenheit, die Umwandlung zu beginnen, welche

die Macht der Reize Agnesens vollenden sollte. Durch bescheidene Winke wußte er dem Prinzen zu benachrichtigen, daß Agnes von dem Manne, den ihr Herz wählen könnte, mehr begehre, als daß er ein gewaltiger Nimrod wäre; und mit inniger Freude bemerkte er, wie Heinrich, so wenig auch Lenksamkeit unter die Tugenden desselben gehörte, die gegebenen Winke genau befolgte. An dem Hofe des Landgrafen von Thüringen zeigte sich Heinrich nicht als der rohe und tobende Jüngling, den man sonst in ihm zu sehen gewohnt war, wodurch er auf Agnesen einen Eindruck wirkte, der seinen Wünschen vollkommen zusagte.

Erfüllt mit heisser Liebe für das schöne Fräulein von Thüringen kam Heinrich zurück nach Wien, wo es sein erstes Geschäft war, den Herzog mit den Angelegenheiten seines Herzens bekannt zu machen, und ihn um die Erlaubniß zu bitten: um die Hand des reizenden Fräuleins werben zu dürfen, mit deren Liebe er sich bereits schmeichelte. Gern erfüllte Leopold eine Bitte, die er selbst veranlaßt hatte, worauf Graf Rüdiger noch einmal nach Eisenach ging, bey dem Landgrafen Ludwig für den Erben von Oesterreich um seine Tochter zu werben. Während der Abwesenheit desselben benutzte Leopold

den

den wohlthätigen Eindruck, welchen die Liebe auf seinen Sohn gemacht hatte, um ihn auf der betretenen bessern Bahn weiter zu führen.

Liebe macht milder und öfnet das Herz sanften Empfindungen; diese so oft gemachte Erfahrung bestätigte Heinrich auch durch sein Beispiel. Noch nie hatte er den liebevollen Ermahnungen seines Vaters mit so inniger Rührung zugehört als jetzt, und noch nie war der Vorsatz: ihnen gemäß zu handeln, so fest in ihm gewesen, und war so lange unerschüttert geblieben. Die Einwilligung des Landgrafen Ludwigs, die Rüdiger bald wieder zurückbrachte, schien jenen Vorsatz zu befestigen, weshalb Leopold oft seinen Einfall segnete, und dem Grafen von Pleigen dankte, durch dessen Hülfe er so bald zur Reife gediehen war, weil er sich große Hofnung machte, seine Bemühungen für die Besserung seines Sohnes endlich belohnt zu sehen.

König Heinrich und Margarethe, und Heinrich von Oesterreich und Agnes sehnten sich gegenseitig mit gleicher Ungeduld nach der Bekrönung ihrer Wünsche, nur mit dem Unterschiede,

daß es beyde Fräuleins weniger laut thaten, als ihre Verlobten, weil jungfräuliche Sittsamkeit ihrem liebsten Wunsche Schranken sezte. Zum Glücke stellte sich demselben der Wille ihrer Eltern nicht entgegen, und zwischen dem Tage der Entflammung der Liebe unserer beyden Paare und der vollkommenen Befriedigung derselben lagen nur wenig Wochen, doch zweifeln wir nicht, daß der Zeitmesser der Liebe in ihrer Dauer viele Ewigkeiten fand. Im Sommer des Jahres 1225 hatte Leopold Sankt Germans verlassen; im nächsten Herbste reiste er schon mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Nürnberg, wo König Heinrich seiner Verlobten harrte.

Wenig Tage vor der Abreise war der Graf von Pleigen nach Thüringen gegangen, das Fräulein Agnes, sammt ihrem Vater, ebenfalls nach Nürnberg zu führen, wohin König Heinrich alle Fürsten des Reichs geladen hatte, an der Feier seiner Vermählung Theil zu nehmen.

Durch einen Eilboten von der Ankunft seiner Braut benachrichtigt zog ihr Heinrich bis vor Nürnbergs Thore entgegen. Heinrich hatte Margarethens Bild so schön gefunden, daß es ihm unmöglich schien, sie selbst noch schöner zu sehen; in Ueberzeugung von dem Gegentheile wurde aber diese geglaubte Unmöglichkeit ver-

wandelt, da er jetzt Margarethen in aller Fülle ihres Liebreizes erblickte.

Wäre auch das Bild, dessen Anschauen bisher Heinrichs süßeste Beschäftigung gewesen war, nicht von Theodoren in ihrem jungfräulichen Alter, sondern von ihrer Tochter selbst genommen worden: so würden ihm doch die Reize gemangelt haben, deren Gegenwart bey Margarethen jetzt Heinrichs Auge fesselte, und ihn in bewunderungsvolles Anstaunen versenkten; denn welcher Mahler vermag das sanfte Roth der Wangen, das liebeentzündende Feuer der Augen und das rege Weben des Busens zu erreichen, mit welchem ein liebendes Mädchen ihrem Geliebten in die Arme sinkt!

Erhaben sah Heinrich seine Verlobte über ihr Konterfey; auch er gewann bey ihr bey der Vergleichung mit dem Bilde das sich ihre Einbildungskraft von ihm geschaffen hatte. Der Gedanke an sein Alter hatte Margarethen bey der Verfertigung desselben geleitet und so entstand ein Bild, das einem Jüngling von nicht völlig funfzehn Jahren ähnlicher war wie Heinrich selbst, deßen Wachsthum an Geist und Körper schneller fortgeschritten war, als der gewöhnliche Gang der Natur die Bahn vorzeichnet. Margarethe glaubte einen aufblühenden Jüng-

ling zu sehen, und wurde daher angenehm überrascht, da sie einen vollendeten erblickte, der sich, nach dem ersten Blicke zu urtheilen, mit den mehresten Männern dreust messen konnte.

Der Landgraf von Thüringen kam einen Tag später nach Nürnberg als Herzog Leopold, aber dieser einzige Tag dünkte Heinrichen von Oesterreich länger als die ganze Zeit, die seit seiner Trennung von Agnesen verflossen war. Zeuge des Wonnegenusses seiner Schwester und des römischen Königs, wuchs seine Sehnsucht nach der abwesenden Geliebten mit jedem Augenblicke bis sie endlich durch die Ankunft derselben gestillt wurde.

Die Freude des Wiedersehens äußerte sich bey Agnesen und ihrem Verlobten nicht minder lebhaft, als das freudige Staunen des ersten Anschauens bey dem römischen Könige und Margarethen, und mit Freudenthränen in den Augen nahmen Leopold und Theodore an dem Glücke ihrer Kinder Theil nicht ohne Verwunderung über die Gleichgültigkeit des Landgrafen Ludwigs bey dem Frohseyn seiner Schwester.

Dieser fromme Landgraf hatte kein Gefühl für die Freuden der Kinder dieser Welt; ihm und seiner Gemahlin Elisabeth stellte fromme, schwärmerische Einbildungskraft nur Freuden jenseits des Grabes dar. Nur selten blickte

Ludwig zuweilen nach Palästina und seinen Heiligthümern, die er bald zu schauen hofte; und unbekümmert um die Freuden, die sich den Erdenpilgern zum seligen Genuße darbieten, schwärmte er mit seiner jungen Gemahlin unter den Heiligen umher, deren Zahl zu vermehren, dieses jungen Paares eifrigster Wunsch war. Er wurde erfüllt Ludwig und Elisabeth prangten bald nach ihrem Tode unter der Menge der Heiligen, die überhaupt in jenen Zeiten durch abgeschiedene Fürsten reiche Vermehrung erhielt.

Doch wir kehren von diesen frommen Schwärmern, die sich zu entkörpern wünschten, um ur aus diesem irdischen Jammerthale eilen zu können, zu unsern liebenden Paaren zurück, von denen jeder Gedanke: daß neben der Freude hienieden auch Jammer wohne; weit entfernt war.

Wir sind so wenig gewohnt, Beschreibungen von Lustbarkeiten und festlichen Gelagen zu machen, als Empfindungen mahlen zu wollen, wo auch der geübteste Künstler den Pinsel mit Erkenntniß seiner Ohnmacht hinweg legen muß, daher wir uns nicht lange in Nürnberg verweilen können, so viel auch alle die daselbst gewesen waren, von den gesehenen Festen zu erzählen wußten. Das glänzendste unter denselben war ein Turnier, wo so wacker gekämpft wur-

de, und des Gedränges so viel war, daß einige der Theilnehmer und der Zuschauer die genossene Freude mit ihrem Leben bezahlen mußten*).

Größere Freude als unter dem Toben der Feste fanden die Neuvermählten daheim in ihrem Gemache, wenn sie ganz einsam nur sich selbst lebten, oder im Zirkel ihrer Lieben ihre Freude aushauchten, und jene zu froher Theilnahme stimmten. Neugierig forschend fanden sie gegenseitig immer mehr, was ihren Bund fester kettete, und ihre Liebe nährte, wobey jedoch die Zauberkunst derselben oft Dingen, welche kalt prüfender Vernunft wenig Veranlassung zur Freude gegeben haben würden, gefällige Farben liehe, und auf diese Art Flecken zu Reizen umschuf.

Agnes und Margarethe verfuhren auf diese Weise. Biederherzigkeit und männlicher Muth dünkte der ersten bey ihrem Gemahle, was Wildheit und Mangel an feiner Ausbildung war, die freilich beyde von der Gewalt

*) In einer Anmerkung glauben wir unsern Lesern sagen zu müssen, daß im Gedränge bey den Festlichkeiten in Nürnberg vierzig Edle und Geistliche ihren Tod fanden. Wir wissen nicht, ob die Zahl der übrigen mit dieser im Verhältnisse stand, wenn aber auch vierzig die ganze Summe der Verunglückten ist, so können wir uns doch freuen, daß wir im achtzehnten Jahrhunderte leben.

der Liebe in den Schranken gehalten wurden, die sie sonst übersprangen. Aus Liebe nicht weniger partheyisch, als ihre Schwägerin, mildert Margarethe Heinrichs Stolz zu Gefühl seiner Würde, und seinen Leichtsinn, der ihr in der Folge zu einer Quelle des bittersten Kummers wurde, übersah sie ganz; doch werft deshalb keinen Stein auf sie, Ihr jüngern Schwestern Margarethens! denn gewiß würden wenige unter Euch heller gesehen haben denn sie, weil es eben dieser Leichtsinn war, der sie noch mehr zu ihrem Gemahle hinzog.

Wird ein Leichtsinniger von einem Gegenstande auf eine Zeitlang gefesselt: so beschäftigt er ihn bekanntlich während der Dauer ausschließsend; dies auch Heinrichs Fall, der jetzt für nichts in der Welt Gefühl hatte, außer für seine reizende Gemahlin, welche hiedurch von der Stärke seiner Liebe noch mehr überzeugt wurde.

Der größte Theil der Fürsten und Edeln, die durch das Turnier und die andern Lustbarkeiten nach Nürnberg gezogen wurden, hatten diese Stadt bereits verlassen, als auch der Herzog von Oesterreich an die Heimreise dachte. Schmerzlich war ihm die Trennung von seiner Tochter, schmerzlicher noch Frau Theodoren, doch verbargen beyde ihre Empfindungen sorgfältig vor Margarethen, um die ihrigen, welche

jenen entgegengesetzt waren, nicht zu stören. Ehedem war Margarethe bey dem blosen Gedanken einer möglichen Trennung von ihrer geliebten Mutter erbebt; jetzt sahe sie dieselbe sich nahe, und fühlte sich nicht von so beunruhigenden Gefühlen beklemmt. als da sie noch fern von ihr war. Woher diese Veränderung — dies, lieber Leser! bedarf wohl keiner nähern Erläuterung.

Frau Theodore wiederholte die guten Rathschläge, mit denen sie ihre Tochter schon in Wien ausgesteuert hatte, welches aber nur in der Form zufälliger Gespräche geschah, weil Margarethens günstiges Vorurtheil für ihren Gemahl ihr allen Glauben benahm, daß sie jemals in den Fall kommen könnte, von dem guten Rathe ihrer Mutter Gebrauch zu machen. Voll Ahndung des Gegentheils ließ Theodore ihrer Tochter Sophie von Prunn, die vertrauteste und würdigste ihrer Frauen zurück, um ihr den guten Rath, den sie jetzt wenig achtete, zu wiederholen, wenn sie ihn vielleicht einmal nöthiger bedürfen sollte.

Nicht ohne Thränen sah Margarethe ihre Mutter von sich scheiden, aber hinweg geküßt von ihrem Gemahle versiegten diese bald, und störten sie nicht in dem Genusse der Freuden, die sie in Heinrichs Armen fand.

Unter den Fehlern, deren man den Kaiser Friedrich beschuldigte, war Veränderlichkeit in der Liebe diejenige, über welchen sich seine Gemahlinnen am heftigsten beschwerten. Sein Sohn Heinrich hatte nur wenig von seinen Verdiensten; wohl aber diesen Fehler geerbt, dessen er sich noch mehr schuldig machte als sein Vater. Hiervon war ohne Zweifel seine Jugend nicht weniger Ursache, als der Mangel bedrückender Regierungsgeschäfte, deren Last bey dem Kaiser Friedrich durch die Menge seiner Feinde und die Verfolgung des Pabstes vergrößert wurde. Heinrich fühlte diese Bürde weniger, da ihm sein Vater den Erzbischof Engelbert von Cöln zum Gehülfen gegeben hatte, der mit Bereitwilligkeit und Treue dem jungen römischen Könige eine Last zu erleichtern suchte, die für seine Schultern allein noch zu schwer war.

Engelbert war vorher Heinrichs Vormund gewesen, seit einem Jahre führte er den Namen seines Kanzlers, leitete aber noch wie zuvor die Ruder des Staates nach dem Willen des Kaisers, und Heinrich bekümmerte sich wenig um die Regierung. Er fand es bequemer, den Glanz der königlichen Krone zu genießen, ohne ihre Schwere empfinden zu müssen, schloß sich

aber doch von den Geschäften des Staats nicht so ganz aus, um seinen Vater zu der Vermuthung zu veranlassen, daß er sich ihnen nicht so thätig widmen würde, als es Friedrich wünschte. Forderte das Beste des Reichs oder der Befehl seines Vaters Heinrichs eigne Thätigkeit auf, so ließ er diese Forderung nicht unerfüllt, ob er schon den größten Theil der Zeit in Lustbarkeiten und Zerstreuungen verlebte, indeß der Erzbischof von Cölln mit unermüdetem Eifer für das Beste seines Herrn und des Reichs wachte.

Zuweilen fühlte Margarethe ihren Busen beklemmt wenn sie ihren jungen Gemahl in dem Zirkel der Schönheiten seines Hofes umher kreisen sah, frey athmete sie aber wieder, wenn er den Reizen derselben sonder Eindruck vorüber eilte, und mit ungeschwächter Liebe zu ihr zurückkehrte. Gern verzieh sie ihrem Gemahle seine Gefälligkeiten gegen alle schöne Frauen, und geheilt von aller Eifersucht wurde sie nicht unruhig, wenn sie ihn auch mit einer unter ihnen länger als gewöhnlich beschäftigt, oder in einer so warmen Unterhaltung begriffen sahe, daß durch sie die Eifersucht mancher Gattin hätte aufgeregt werden können.

Zwey Monden waren jetzt Margarethen seit der Abreise ihrer Eltern dahin geschwunden, in welchen das Glück, das sie an Heinrichs Sei

te gefunden hatte, durch nichts vermindert worden war. Voll süßer Hofnung und voll festen Vertrauens auf die unwandelbare Liebe ihres Gemahls schmeichelte sich Margarethe der ewigen Dauer derselben, ohne die Erschütterung zu ahnden, die sich ihr bereits nahete.

Mit ihrem Gemahle kam die junge Gräfin Bertha von Hirschberg an den Hof des Königs mit dem geheimen Vorsatze: Siegeszeichen zu erringen. Bertha war zu schön, ihren Wunsch nicht bald erfüllt zu sehen; alle Ritter am Hofe huldigten ihr ohne Unterschied, sahen sich aber auch alle von ihr auf eine Art behandelt, die ihren Wünschen nicht zusagte. Gleichgültig bezeigte sich Bertha gegen die ganze Schaar ihrer Verehrer; keiner konnte sich von ihr nur des geringsten Minnesoldes rühmen; einstimmig klagten dagegen alle über die Unempfindlichkeit der holdseligsten unter den Weibern.

Daß Frau Bertha nicht aus Treue für ihren Eheherrn gegen die dargebrachten Huldigungen so gleichgültig war, geht deutlich aus der Absicht hervor, mit welcher sie an Heinrichs Hoflager erschien. Ihre Gleichgültigkeit war Plan, nicht Folge allgemeiner Unempfindlichkeit, denn sie zeigte sich nur deshalb fühllos gegen alle Huldigungen der Männer, weil sich unter ihnen derjenige noch nicht befand, gegen den

sie ihr Netz auszuspannen beschlossen hatte, so bald sie an dem Hofe anlangte. Dieser Erwählte war König Heinrich, den Bertha's Eigenliebe aus zwiefachem Grunde zu fesseln wünschte. Sie wurde nicht nur dadurch aufgefordert, daß sie in ihm den Liebenswürdigsten der jungen Männer an seinem Hofe sahe, sondern noch mehr durch den Glanz des königlichen Purpurs, den die schöne Bertha mit ihm zu theilen wünschte.

Gleich bey ihrem ersten Erscheinen hatte sie Heinrichs Aufmerksamkeit an sich gefesselt; er entzog ihr den Zoll der Bewunderung so wenig, als alle seine Ritter und Edle, aber Bertha begnügte sich nicht mit der Entrichtung desselben, denn ihr Plan wollte nicht eine zufällige und unbestimmte Abgabe von Heinrichen, sondern beschäftigte sich damit, ihn völlig zum Leibeigenen zu machen. Sie hatte deshalb genaue Kunde von seinem Charakter eingezogen, in welchem der Hang zur Veränderung mit ihrem Plane wenig zusammentraf. Bertha fürchtete ihn scheitern zu sehen, Eigenliebe scheuchte aber bald diese Furcht von ihr weg. Mit Hülfe ihres Spiegels überzeugte sie sich, daß es Heinrichen unmöglich werden würde, sich von einer Geliebten zu trennen, deren Reize selbst die unersättlichsten Forderungen erfüllten, wenn es ihr

nur zuerst gelungen wäre, ihn fest an sich zu ketten.

Ohne uns bey Nachforschungen aufzuhalten, ob Bertha nicht vielleicht von der Allmacht ihrer Schönheit eine allzugünstige Meinung hegte, wollen wir unsern Lesern nur die Grundzüge des Planes liefern, nach welchem sie ihre Unternehmungen fortsezte.

Bey dem Könige ein gutes Vorurtheil für sich hervorzubringen, widerstand sie mit unerschütterlicher Festigkeit dem Aufrufe ihrer Neigungen, deren Feuer ihr die Strenge, mit der sie die Menge ihrer Bewunderer behandelte, äußerst schwer machte; und nicht für den gegenwärtigen Augenblick, sondern für die Zukunft besorgt, nahm sie gegen Heinricken selbst ein Verfahren an, das den Wünschen ihres Herzens, welches dem schönen Jüngling entgegen wallte, widersprach. Die zuversichtliche Hoffnung: sich für den Zwang, dem sie sich jezt freiwillig unterwarf, dereinst reichlich belohnt zu werden; erleichterte ihr die schwere Mühe, die ihr dieser Zwang kostete. Wochen vergingen, und Heinrichs Huldigungen wurden mit noch nicht mehr als zuweilen mit einem gefälligen Blicke belohnt, dennoch fühlte er, daß ihm Bertha mit jedem Tage theurer wurde, und seine Leidenschaft schien durch Hindernisse, die ihr der

Gegenstand derselben entgegenstellte, um noch mehr Nahrung zu erhalten.

Unsere Urkunden bestimmen nicht, ob Bertha schöner war als Margarethe, doch sagen sie, daß sie dem Könige Heinrich wenigstens schöner dünkte; vielleicht nur eine Folge des Reizes der Neuheit und des Sehnens der Leidenschaft, die bey Berthen Befriedigungen, die sie von Margarethen bereits erhalten hatte, nur hoffen durfte; und Hofnung mahlt zukünftiges Glück bekanntlich reizender aus, als gegenwärtiges uns scheint.

Mächtiger flammte Heinrichs Leidenschaft für die schöne Bertha täglich empor; natürlich mußte sich seine Liebe für Margarethen in dem nämlichen Grade vermindern, in welchem jene sich vermehrte.

Margarethens Blicken entging diese Abnahme nicht, ob sie schon die Ursache derselben nicht ahndete. Das Benehmen ihres Gemahls gegen die Gräfin von Hirschberg schien ihrer günstigen Meinung von demselben ganz unverdächtig, und Berthens täuschende kunstvolle Sittsamkeit entfernte von ihr jeden Argwohn daß die Gräfin mit ihrem Gemahle irgend eine ihr nachtheilige Absicht haben könnte. Sie erinnerte sich des Rathes ihrer Mutter: nicht so gleich Verminderung der Liebe zu ahnden, und

sich zur Eifersucht aufreizen zu lassen, wenn die Gluth ihres Gemahls durch die Zeit gemäßiget würde.

So bald die Frau von Prunn vermuthete, daß Margarethen Zurückerinnerung an diesen Rath nützlich seyn würde, zögerte sie nicht, sie herbey zu führen, und Frau Theodorens Worte zu erläutern. So oft die Königin mit ihr von der Verminderung der Wärme ihres Gemahls sprach, vergaß sie nicht, sie zu erinnern, daß dieses der Natur gewöhnlicher Gang wäre, und Leidenschaften nie die Stärke behalten könnten, durch die sie sich in den ersten Zeiten nach ihrer Entstehung auszeichneten.

In den ersten Wochen der Ehe — sprach Frau Sophie — beschäftigen sich junge Gatten gegenseitig ausschließend mit sich selbst; der Gemahl, in mancherley ernste Geschäfte verwickelt, wird gewöhnlich zuerst von dieser einzigen Beschäftigung losgerissen, und die Erinnerung an andere Pflichten, als die gegen seine Gemahlin, gebietet ihm dieses. Dann verliert sich das aufbrausende Feuer der Leidenschaft, welches mit der, auf Achtung des innern Werthes gegründeten, Liebe keine Gemeinschaft hat, und läßt nur diese, als die wahre Schöpferin glücklicher Ehen zurück. Dem Gemahle, mit dieser erfüllt, Vorwürfe zu machen, daß ein

Feuer sich mäßigte, das seiner Natur zufolge nicht in immer gleichem Grade fortlodern konnte, wäre so ungerecht, als es ihm schmerzhaft seyn würde; weislich ist es aber dann, wie Ihr, gnädigste Frau, den Gemahl für die Zerstreuung und die oft belastenden Geschäfte seines Standes und Verhältnisses in den Stunden der Einsamkeit mit warmer Liebe zu belohnen, durch Heiterkeit ihn zum Frohsinn zu wecken, und von seiner Stirn die Furchen zu scheuchen, die ermüdende und oft verdrießliche Beschäftigungen darauf zogen.

Nicht, gleich Margarethen, von Liebe und günstigem Vorurtheile verblendet, und durch Jahre zu tieferer Menschenkenntniß gereift als sie, ergründete Sophie den jungen Gemahl ihrer Gebieterin ohne Mühe, so wie sie Berthens Betragen gegen ihn die richtige Deutung gab. Sie war weit entfernt, ihre Bemerkungen der Königin mitzutheilen, weil ihre Ergebenheit für dieselbe sie sowohl vor den Qualen der Eifersucht zu schützen, als die nachtheiligen Folgen zu verhüten suchte, die aus der Entzündung derselben wahrscheinlich entstanden wären. Durch

die Foltern dieses Plagegeistes unmuthig gemacht, würde es Margarethen schwerer geworden seyn, ihren irrenden Gemahl so liebevoll zu behandeln, als es Sophien nöthig schien, um ihn von seinen Abwegen zurückzuleiten.

Wider die Aufforderungen ihrer eigenen Empfindungen hatte sich bis jetzt die Gräfin von Hirschberg gegen den König benommen, um ihn zu prüfen, und sich selbst zu überzeugen, ob sein Leichtsinn einer solchen ernsten Leidenschaft fähig wäre als ihr Plan sie verlangte.

Nicht weniger stolz als eitel gedachte Frau Bertha, sich durch Heinrichs Liebe zur Beherrscherin des heiligen römischen Reichs zu machen, und dieser hohe Flug, den ihre Einbildungskraft nahm, und das Anziehende und Schmeichelnde, das er für sie hatte, stählte sie allein zu der Kraft, fünf lange Wochen dem Könige jede auszeichnende Gefälligkeit zu verweigern. Sie hatte noch einige zur Dauer der Prüfung von Heinrichs Beständigkeit bestimmt, Macht der Liebe bewog sie aber, die festgesetzte Frist zu verkürzen, und sie glaubte dies ohne Gefahr zu können, da sie aus der unerschütterten Beständigkeit, mit welcher Heinrich nur nach einem gefälligen Blicke von ihr rang, auf diejenige schloß, die ihn fest mit ihr verbunden halten würde.

Wir wollen Heinrichs Abentheuer mit der schönen Gräfin von Hirschberg nicht Schritt vor Schritt verfolgen, sondern uns mit der Nachricht begnügen, daß Heinrich, bald nach überstandener Prüfungszeit, die Wohnung des Grafen von Hirschberg öfters besuchte, und hier mehr Gelegenheit zu traulichen Unterhaltungen mit der liebenswürdigen Bertha bekam, als sich ihm im Gewühl an seinem Hofe dargeboten hatte. Die Unterhaltungen mit ihr gewannen hierdurch neue Reize für ihn, lästig wurde ihm aber bald die Gegenwart des Grafen. Sich dies Beschränkers seiner Freuden zu entledigen, sendete er ihn mit einem Auftrage an seinen Vater, und der gute Graf fand sich durch dieses Vertrauen des Königs gar hoch geehrt, wie es ihm wahrscheinlich nicht geschienen haben würde, hätte er die wahre Veranlassung zu derselben gewußt.

Sophien von Prunn waren die Fortschritte zur nähern Bekanntschaft zwischen dem Könige und der Gräfin von Hirschberg, nicht verborgen geblieben, sie selbst aber bemühte sich eifrigst, sie der Königin Margarethe zu verhehlen, und sie wegen der zunehmenden Kälte, die sie an ihrem Gemahl bemerkte, zu beruhigen. Dies gelang ihr nicht so vollkommen, um von der Königin die Vermuthung zu entfernen: daß jener Kalt-

sinn doch vielleicht einen näheren Grund, als den gewöhnlichen Gang der Ehre haben müßte, weil er sich von der Liebe so weit entfernte, daß sich ihrer gerechte Zweifel an der Gegenwart derselben bemächtigten.

Heinrich ließ jezt zuweilen einige Tage verstreichen, ohne seine Gemahlin zu sehen. Kam er dann wieder zu ihr, so fehlte es ihm zwar nicht an Entschuldigungen seiner Entfernung, wozu er sich gewöhnlich des Vorwandes dringender Regierungsgeschäfte bediente, doch genügten Margarethen alle diese Entschuldigungen so wenig, als sie Heinrich durch erkünstelte Worte zu täuschen vermogte. Nur allzuwohl bemerkte Margarethe, wie weit sich diese von derjenigen unterschied, die noch vor wenig Wochen in Heinrichs Busen glühte, und der Ausfluß ungeheuchelter Empfindungen war.

Wider Sophiens Rath beschloß sie, ihren Gemahl zu belauschen, um die Ursache seiner Veränderung und den dringenden Geschäften nachzuspüren, die ihn ihr jezt so oft und lange entzogen. Eine Dienerin, die für Margarethens Ruhe weniger besorgt war, als Frau Sophie, entdeckte ihrer Gebieterin, daß ihr Gemahl den größten Theil der Zeit, den er zuvor

an ihrer Seite verlebt hatte, durch Besuche bey der Gräfin von Hirschberg ausfüllte.

Mit einemmale zeigte sich ihr nun der Umgang ihres Gemahls mit dieser Nebenbuhlerin, in ihrer Gegenwart, von einer ganz andern Seite, als von der er sich ihr bis jetzt dargestellt hatte. Sie erstaunte über sich selbst, daß ihr verblendetes Auge bisher Unschuld hatte sehen können, wo nun ihre strenge Prüfung solche unwiderlegliche Beweise der Schuld fand, und bittere Thränen über das so schnelle Verschwinden der Hofnung von Heinrichs unwandelbarer Treue trübten das Auge, das bis jetzt nur wohlthätige Thränen des Entzückens benetzt hatten.

Verschlossen in ihr Gemach klagte sie der treuen Sophie ihren Schmerz, und verlangte Trost und Rath von ihr. Dem ersten Eingang zu verschaffen, vermischte Sophie Anfangs ihre Thränen mit den Zähren Margarethens, dann suchte sie nach und nach die Hofnung in ihr hervorzubringen, daß der vertraute Umgang ihres Gemahles mit der Gräfin von Hirschberg doch vielleicht weniger schuldvoll seyn könnte, als ihre Furcht jetzt ahndete.

Bald öfnete sich Margarethens Busen einer Hofnung, die mit ihren Wünschen so genau übereinstimmte, und von der Liebe für Heinrich nicht weniger genährt wurde, als durch So-

phiens wiederholten tröstlichen Zuspruch. Je mächtiger sie in ihr wurde, je mehr näherte sie sich der Rückkehr der Seelenruhe, welche die Nachricht, die ihr der allzu rasche Diensteifer ihrer Dienerin brachte, von ihr hinweg genommen hatte. Einen Tag nach jener traurigen Botschaft glaubte Frau Sophie ihre Gebieterin empfänglich für guten Rath, und zu der Befolgung desselben geschickt.

Die Wahrscheinlichkeit der Schuldlosigkeit Heinrichs — denn wahrscheinlich dünkte Margarethen heut schon, was sich gestern aus einem Wunsche zur Hofnung erhob — war der Standpunkt, von welchem die Frau von Prunn ausging. Sie gab Margarethen zu bedenken, wie empfindlich es ihren Gemahl schmerzen würde, wenn sie ihn, gleich viel, ob durch Worte, Blicke oder verändertes Betragen gegen ihn, einer Verletzung der Treue anklagte und ihm sein Gewissen das Zeugniß der Unschuld gäbe — und fuhr dann fort, sie zu erinnern, wie schon so mancher blos dadurch zu einem Verbrechen hingerissen worden wäre, daß man ihn die Strafe desselben fühlen ließ, ehe er es noch begangen hatte.

Nicht Vorwürfe — endigte Sophie, nachdem sie mit Bescheidenheit um Vergunst gebeten hatte, dem Gedächtnisse der Königin den Rath

ihrer Mutter zurückrufen zu dürfen — nicht Vorwürfe und stürmisches Mahnen führen Irrende zurück auf den verlassenen Pfad, sondern Ueberzeugung, daß dieser der bessere war. Gesetzt auch, daß Euer Herr und Gemahl zwischen der Neigung für die Gräfin von Hirschberg und der Treue gegen Euch schwankte; gesetzt, daß er sich bereits auf die Seite der erstern geneigt hätte: so wird sich doch sein Schwanken enden, und sein innerer Kampf für Euch entscheiden, so bald er lebhaft empfindet, wie viel er bey dem Tausche verlieren würde, zu welchem ihn aufgeflammte Leidenschaft verleiten wollte. Diese Empfindung in ihm aufzuregen, sey das Bestreben meiner gnädigen Gebieterin, für welche die Natur und die Sorgfalt gütiger Eltern zu viel thaten, um nicht das Gelingen desselben mit Zuversicht erwarten zu können.

Fest wurde in Margarethen der Vorsatz: Sophiens gutem Rathe genau gemäß zu handeln; auch blieb sie ihm getreu, ob es ihr schon unmöglich war, in der Gegenwart ihres Gemahls jeder Anwandlung des Kummers und des Trübsinns zu wehren.

(Margarethens Zimmer.)

Heinrich. Margarethe.

Heinrich.

Woher, meine theure Gemahlin, woher die Thränen, die Euer Auge zuweilen mühsam zurückpreßt, und der Anstrich von Schwermuth, der Eure sonst so heitere Stirn umdüstert?

Margarethe. Schmerz über meinen Bruder Heinrich und Mitleid gegen seine gute Gemahlin lockt sie hervor. Heinrich ist wieder, was er sonst war, und der Zauber des Liebreizes der holden Agnes vermag nicht eine Umänderung zu bewirken, um welche sich meine Eltern schon so lange vergebens bemühten.

Heinr. Und diesen Gram verbirgt meine Margarethe so sorgfältig vor mir? Schließt mir ein Herz nicht auf, mit welchem sie das meinige in so übereinstimmendem Einklange weis? Warum, Liebe, solche Zurückhaltung?

Margar. Gewiß aus guter Absicht. Mein geliebter Gemahl kam heut so heiter zu mir, als ich ihn seit einiger Zeit nicht gesehen habe, sollte ich ihn in dem Genusse dieser Heiterkeit durch meinen Trübsinn stören?

Heinr. Dank Dir, gutes Weib, für diese zärtliche Sorgfalt! Aber noch inniger würde

mein Dank seyn, ahndete ich nicht bey Dir einigen Mangel an Aufrichtigkeit.

Margar. Sollte ich je zu einem solchen Mißtrauen Veranlassung gegeben haben?

Heinr. Jetzt zum erstenmale. Nicht wahr, Liebe, das Schreiben, welches Dir die neuesten Begebenheiten in Wien berichtete, erhieltest Du erst heut?

Margar. Kaum vor zwey Stunden.

Heinr. Und vor zwey Tagen sah ich schon, daß Deine Wimpern hervorquellende Thränen zerdrückten, und Heiterkeit so fern von Dir war als heut.

Margar. (verlegen) Folgen banger Ahndung dessen, was nun leider bestätiget worden ist.

Heinr. Stille gute Margarethe, damit Du Dich nicht immer mehr von der Wahrheit entfernst. Zu vollkommen bin ich überzeugt, daß Du von dem was Dir das erhaltene Schreiben aus Wien gemeldet hat, nicht die leiseste Ahndung hattest, um Deinen Vorwand für etwas mehr zu halten, als was er wirklich ist. Gestehe es immer, daß dein Gram aus einer andern Quelle floß.

Margar. Nimm dieses Geständniß, doch mit Verheimlichung der Quelle.

Heinr (bedeutend, doch liebevoll) Verheimlichung unter Gatten?

Margar. Kann zuweilen nothwendig seyn.

Heinr. Auch mit gegenseitigem Vertrauen bestehen?

Margar. (mit erkünsteltem Lächeln) Wollte mein Gemahl diese Frage verneinen, so spräche er, wie mich dünkt, wider sich selbst.

Heinr In wie fern?

Margar. Seit mehreren Wochen rissen Euch Geschäfte oft aus meinen Armen, und einsam mußte ich klagen, ohne zu wissen, was mir Eure Gegenwart raubte. Dies war Verheimlichung, die ich jetzt durch Wiedervergeltung bestrafe.

Heinr. Darf ich errathen, was mir Margarethe verhehlt.

Margar Ja, wenn Ihr Euch nutzlose Mühe geben wollt, denn gewiß bin ich überzeugt, daß Euer Grübeln meinem Geheimnisse immer vorbey gehen wird.

Heinr. Lasset es uns versuchen! (mit Wärme) Ich war die Ursache deines Kummers, und klage mich jetzt selbst an.

Margar. (stockend mit gesenktem Blicke) Meine Ueberzeugung bestätigt sich. Nein mein theurer Gemahl, Ihr wart diese Ursache nicht;

ich kann mir sogar keine Möglichkeit denken, wie Ihr sie hättet seyn können. —

Heinr. Lasset mich Eurem Gedächtnisse zu Hülfe kommen! Meine Entfernung gebahr den Kummer, der in dem Busen meiner Margarethe wüthete.

Margar. (mit mühsamer Verstellung) O nein, ich weis, daß Männer auf dem Throne nicht für ihre Gattinnen allein leben können, weil heilige Pflichten sie oft von ihnen hinwegrufen.

Heinr. (sie mit Feuer umarmend) Engel des Himmels, blickt herab auf Eure Schwester! O Weib, wie gut bist Du, um wie so vieles besser als ich! Beschämt durch Deine Güte, und empfindlich durch sie bestraft, steht Dein irrender Gemahl reuig vor Dir. Vergieb ihm, und ende die Strafe!

Margar. (Heinrichs Umarmung erwiedernd) Lasset uns die letzten Tage, welche diesem seligen voran gingen, aus unserm Gedächtnisse verwischen, damit nichts unsere erneueten Freuden störe!

Heinr. Wirst Du, Beleidigte, dies können?

Margar. O warum kränkst Du mich mit diesem Zweifel?

Heinr. Noch einmal; um wie so viel bist Du besser denn ich!

Margar. (ihn küssend) Laß mich den Mund verschließen, der so vorlaut verkündet, welche Luftbilder der Zauberspiegel der Liebe deiner Einbildungskraft vorgaukelte.

Heinr. Beichtende, die ungeheuchelte Reue belebt, sprechen nur Wahrheit; lasse mich mein Bekenntniß vollenden, und vermagst Du es dann, so vergieb deinem Heinrich!

Margar. Du liebst mich, und neben diesem Bekenntniß bedarf es keines andern.

Heinr. Meine Ruhe heischt es.

Margar. Kann diese mehr fordern als meine Liebe?

Heinr. Sie wünscht auch Deine Vergebung.

Margar. Der Vergebung muß Zorn vorangegangen seyn, und Liebe zürnt nicht.

Heinr. Weib sonder gleichen, mit welcher Milde hebst Du mich wieder zu Dir empor! Du willst, daß ich schweige, und ich will Dir folgen, so weit ich es vermag, ohne Dir Veranlassung zu neuen Unruhen zu geben, und mich der Gefahr auszusetzen, von Dir für noch sträflicher gehalten zu werden, als ich es ohnehin schon bin. Mit scheinbarem Mangel des Gefühls meiner Schuld stellte ich mich Dir dar, allein du thätest mir zu viel, wenn Du mich wirklich eines solchen gänzlichen Mangels beschuldigtest. Mühsam bot ich alle meine Dreu-

stigkeit und Verstellungskraft auf, um mich zu überzeugen, ob ich in meiner Margarethe wirklich ein solches Kleinod besäße, als dieses Schreiben von unbekannter Hand, mir versichert, und ich fand noch ein größeres in ihr!

Wir verlassen unser wiederversöhnliches Paar, um unsern Lesern, indem wir ihnen die Quellen der Urschriften öfnen, vollkommnere Erläuterung zu geben, als sie Margarethe von ihrem Gemahle erhalten konnte, weil diesem selbst manches dunkel war, was sich erst später hin aufhellte.

Der Erzbischof Engelbert, Heinrichs aufmerksamer Beobachter, durchschaute den Plan der Gräfin von Hirschberg um so leichter, weil sie mit der Ausführung desselben zu rasch zu Werke ging. Auf ihre Fürsprache hatte Heinrich schon einige Männer auf Ehrenstellen gehoben, mit denen der strengprüfende Engelbert ihre Verdienste nicht übereinstimmend fand. Er beschloß diesem Unwesen nach allen Kräften zu steuern, ehe Berthens Macht noch größern Umfang gewänn, und bediente sich zur Erreichung seiner Absicht Sophiens Rath, weil er zuvor ergründen wollte, ob seine Vermuthung von Margarethen richtig wäre.

Beobachtung derselben hatte ihn zu der Ahndung veranlaßt, daß ihr der Umgang ihres Gemahls mit der Gräfin Bertha nicht unbekannt wäre. Durch ein Gespräch mit Sophien fand er sie bestätigt, wodurch die Königin viel in der Achtung des Erzbischofs gewann, da er ihre Sanftheit gegen ihren Gemahl so bewundernswerth als dem Zwecke, den sie damit zu erreichen suchte, angemessen fand.

Mit verstellter Hand setzte nun der Erzbischof ein Schreiben an den König auf, in welchem er ihn ermahnte, den Umgang mit der Gräfin von Hirschberg aufzugeben, weil sie sich nur aus Herrschbegierde um seine Liebe beworben hätte, und zurück zu kehren zu einer Gemahlin, die der vollkommensten Liebe und der festesten Treue so würdig wäre. Er fuhr dann mit der Versicherung fort, daß des Königs Verbindung mit der Gräfin Bertha seiner Gemahlin nicht unbekannt wäre, machte ihn auf die Güte aufmerksam, mit welcher sie ihn behandelte, so gerechte Ursache sie auch zu Vorwürfen hätte, und beschwor ihn zuletzt, eine würdige Gemahlin nicht länger zu kränken, die alles in sich vereinigte, um ihn glücklich machen zu können.

Berthas Reize hielten den König noch so mächtig gefesselt, daß Engelberts Schreiben

wahrscheinlich die Wirkung, die er von demselben wünschte, nicht gehabt haben würde, hätte Bertha ihre Gewalt über ihn nicht allzu groß geglaubt, und sich durch diesen Wahn zu Schritten verleiten lassen, die ihren Plan nothwendig verrücken mußten.

Veränderlichkeit in der Liebe und Eroberungssucht waren bey der Gräfin von Hirschberg gleich groß. Diese trieb sie an, neben dem König noch mehrere Ueberwundene an ihren Siegswagen zu spannen; jener veranlaßte sie nach wenig Tagen, die sie dem König allein gelebt hatte, einen Ritter, der als Bekannter ihres Gemahls bisweilen in ihr Haus kam, und vor dem jungen Heinrich körperliche Vorzüge vermuthen ließ, ihre Liebe, um die er sie bat, noch würdiger zu finden als jenen. Der Ritter bat so schön und dringend, daß ihm die glühende Bertha nicht zu widerstehen vermogte, sondern ihn beglückte, indem sie selbst dem Ausruf ihrer Leidenschaft folgte.

Es war nicht der Wille der Gräfin von Hirschberg, ihrem neuen Geliebten den König aufzuopfern, da sich ihr Stolz von diesem allerdings mehr Befriedigung versprechen konnte, und sie sowohl der Fülle der Liebe genug in sich fühlte, den Wünschen dieser beyden Nebenbuhler zu entsprechen, als sich mächtig ge-

nug glaubte, den König zu hintergehen. In der Verstellung nicht weniger geübt, als in den Buhlerkünsten, glaubte sich Heinrich noch immer in dem Besitz von Berthens ausschliesſender Liebe, da sie schon ein anderer mit ihm theilte, und vielleicht würde ihn dieser Wahn noch länger gefesselt haben, wenn ihm nicht ein Zufall völlige Ueberzeugung des Gegentheils verschaft hätte.

Er fand das geheime Schreiben des Erzbischofs Engelbert des Morgens, als er kaum sein Lager verlassen hatte, in seinem Zimmer, wohin es ein Vertrauter des Erzbischofs gelegt hatte, ohne von dem Könige oder einem seiner Diener bemerkt zu werden. Heinrich las, und verblendet durch die Liebe für die Gräfin von Hirschberg ahndete er den Verfasser des Schreibens ihren Feind, der sie bey ihm verdächtig zu machen suchte. Er erinnerte sich, wie viele Männer an seinem Hofe über die Gräfin unzufrieden waren, weil sie die Bewerbungen derselben um ihre Liebe zurück gewiesen hatte, und hielt daher das erhaltene Schreiben für das Erzeugnis der Rache eines dieser Verschmähten. Ihm gemeinschaftlich mit Bertha nachzuforschen, eilte er zu dieser, zur unglücklichsten Stunde für Bertha — zur glücklichsten aber für ihn und Margarethen.

Oft war Heinrich schon in den Morgenstunden von Bertha geschieden, noch nie aber um diese Zeit zu ihr gekommen. Bertha suchte immer die Stunden seiner Abwesenheit so angenehm als möglich auszufüllen, auch jetzt hatte sie dies gethan, und fern von der Ahndung seines nahen Besuches, seiner in den Armen ihres rüstigen Ritters vergessen, in welchen sie Heinrich fand, als er die Thür ihres geheimsten Gemachs mit dem Schlüssel öfnete, den er zu demselben besaß. Durch das Aufflammen des Zorns der Sprache beraubt, eilte Heinrich wieder hinweg, und nun erst that Engelberts Brief die gewünschte Wirkung.

Wenig Tage nach der Rückkehr zu seiner Gemahlin wurde Heinrich von seinem Vater nach Cremona zu einem Reichstage berufen. Begleitet von seiner Gemahlin beschloß er über Wien zu reisen, und dann den Weg in Gesellschaft des Herzogs Lepold fortzusetzen, weil ihm dies Gelegenheit gab, einige Tage länger an der Seite seiner Gemahlin zu leben, für welche die innigste Liebe seinen Busen aufs neue erfüllte. Mit inniger Freude hörte Margarethe den Entschluß ihres Gemahls, welcher der Sehnsucht nach ihrer

ter Mutter Erfüllung versprach, so wie die Befriedigung des Wunsches: ihre Schwägerin Gertrud zu sehen.

Mit dieser Tochter des Herzogs von Braunschweig hatte sich Friedrich, Margarethens jüngster Bruder, vor wenig Monden vermählt; und das Gerücht sagte so viel Gutes von Gertruden, daß in Margarethen die lebhafteste Begierde brannte, sie zu sehen, und jenen guten Ruf bestätigt zu finden. Mit einem feurigen Kusse dankte sie ihrem Gemahle für die Erlaubniß, ihn bis nach Wien begleiten zu dürfen, und mit dem Vorschmack der Freuden des Wiedersehens trat sie die Reise an, fand sich aber in der Hofnung, die sie sich von ihr machte, getäuscht, und eine Kette von unglücklichen schmerzerregenden Vorfällen statt der Freuden, die sie sich versprochen hatte.

Heinrich hatte seinem Schwiegervater benachrichtigt, daß er nach Wien kommen wollte, um dann mit ihm nach Cremona zu reisen, absichtlich aber verschwiegen, daß Margarethe ihm Gesellschaft leisten würde, ihre Eltern und Geschwister durch ihre unerwartete Erscheinung angenehm zu überraschen. Aus der nämlichen Absicht setzte er seine Ankunft in Wien einige Tage später fest, als er daselbst einzutreffen ge-

dachte, und kam auf solche Art vor die Mauern dieser Stadt, als ihn die Bewohner derselben noch weit entfernt glaubten.

Margarethe wurde heiterer, so wie sie sich ihnen immer mehr näherte. Ihre Einbildungskraft stellte ihr das freudige Staunen dar, mit welchem ihre Lieben sie, die Unerwartete bewillkommen würden. Sie wünschte so unbelauscht in die Burg ihres Vaters schleichen zu können, als sie unbemerkt Wien erreicht hatte, und sich dann mit einemmale mitten in dem Zirkel ihrer Familie zu sehen. Dieser Wunsch wurde so wenig erfüllt, als Margarethens Hofnung von dem Aufenthalte in ihrem Vaterlande überhaupt. Man erkannte den König am Thore, und der Ruf von seiner Ankunft lief nun mit Windesschnelle nach der herzoglichen Burg.

Margarethe hofte die Erfüllung ihres Wunsches wenigstens zur Hälfte, da sie ihren Vater dem Zuge des Königs allein entgegen kommen sah, in Besorgniß wurde aber ihre Freude verwandelt, als sich ihr Leopold genug genähert hatte, um auf seinem Gesicht den Ausbruch tiefer Bekümmerniß lesen zu können. Indem sie Ahndungen der Ursache derselben durchflogen, hörte sie ihrer Sänfte zunächst ein klagendes Geschrey: sie ist gestorben, Gott tröste unsern gnädigen Herrn!

Mit ihrer Mutter beschäftigte sich Margarethens Einbildungskraft vor allen andern, die sie nun bald zu sehen hofte; an sie mußte sie daher auch bey jenem erschreckenden Ausruf erst denken, und Du, lieber Leser! wirst die Empfindungen leicht messen können, mit deren der Gedanke; ihre geliebte Mutter tod zu finden; ihr ganzes Wesen durchschütterte.

Sie erlag diesem Sturme, sank ohnmächtig in die Arme Sophiens, welche neben ihr saß; und herbeygerufen durch Sophiens Geschrey nach Hülfe trugen sie Leopolds Diener in die Burg ihres Vaters.

Von der mit ihr beschäftigten Menge zurückgebracht ins Leben, öfnete sich jetzt Margarethens verschlossenes Auge wieder, beynahe wäre sie aber in eine zweite Ohnmacht zurückgesunken, — denn ihre todgeglaubte Mutter hatte sich über ihr Lager gebogen, die Rückkehr des theuren Lebens ihrer Tochter zu belauschen. Sie zu küssen neigte sich Frau Theodore noch mehr zu der Erwachten herab. Schwer athmend erhob sich Margarethens Busen; Freude hielt ihre Zunge gefesselt, erst nach einigen Augenblicken hatte sie Kraft genug, ihrer Mutter zuzulispeln: Ihr lebt?

Ich und Alle, die du verließest — erwiederte Theodore.

Ihr täuscht mich — fuhr Margarethe fort — eins ist gestorben!

Die Gemahlin unsers Friedrichs, Gertrud — entgegnete Theodore — wurde wieder von uns hinweggerissen, da sie ein guter Engel uns kaum gegeben hatte. Dank sey dem Schicksale, daß es meine Margarethe zu mir führte, mich über Gertrudens Verlust zu trösten. Freude über Deine Gegenwart wird meine Trauer mildern.

Margarethe erholte sich bald wieder von ihrer Erschütterung; und Entzücken, sich in den Armen der verlorengeglaubten Mutter zu sehen, wirkte mächtiger auf sie, als der Schmerz über einen Verlust, der alle ihre Lieben in Wien tief verwundet hatte. Durch ihren vortreflichen Charakter war Gertrud allen theuer geworden, besonders hatte sie Liebe ihres Schwiegervaters fest an sich gekettet, von welcher er ihr zahllose Beweise gab. Allgemein war es bekannt, in welchem hohen Grade sie dieselbe besaß, und daher der Nachsatz des Ausrufes, welcher Margarethen in der Sänfte eine Ohnmacht zuzog.

Laut klagte Friedrich über den Tod seiner Gemahlin; Leopold und Theodor stimmten ihm bey; auch Margarethe vermischte ihre Thränen zuweilen mit den ihrigen, wodurch sie jedoch

nicht verhindert wurde, die Klagenden zu trösten. Sie hatte die Entschlummerte nicht gekannt, konnte also auch den durch ihren Tod erlittenen Verlust nicht so genau schätzen, und sah daher ihren Trost, dem Freude über ihre Gegenwart den Eingang öfnete, bey allen mit glücklichem Erfolge gekrönt.

Bald nach Gertrudens Begräbnisse machten sich Leopold und Heinrich nach Cremona auf den Weg, begleitet von dem Prinzen Friedrich, der sich durch die Reise zerstreuen, und hierdurch den Gram über den Tod seiner Gemahlin zu vermindern hoffte. Die Herzogin sahe ihren Sohn ungern von sich ziehen, weil sie während der Abwesenheit ihres Gemahls ihn zum Schutze zu haben wünschte, doch wollte sie ihn auch nicht zurückhalten, ihm den Trost nicht zu rauben, den ihm die Zerstreuungen der Reise versprachen.

Heinrichs Betragen gegen seinen Vater machte Theodoren Besorgniß, die sie zu dem Wunsche veranlaßte, daß er bey ihr zurückbleiben mögte. Dieser Wunsch verlor jedoch den größten Theil seiner Stärke, so bald Leopold seinen Marschall Heinrichen von Küntringen bis zu seiner Zurückkunft zum Statthalter des ganzen Landes ernannte. In den Händen dieses treuen und erfahrnen Mannes glaubte er das

Ruder des Staats wohl bewahrt; und mit weniger Mißtrauen gegen seinen ältesten Sohn, als Frau Theodore äußerte, verließ er Oesterreich, begleitet von einer großen Zahl der Vornehmsten seiner Lehnsleute.

Seit sich Margarethe in Wien befand, hatte sie ihren Bruder Heinrich noch nicht gesehen, kaum etwas von ihm gehört. So oft sie nach ihm gefragt hatte, erhielt sie gewöhnlich die kurze Antwort, daß er sich mit seiner Gemahlin auf der Burg Waltersdorf befände, sah aber dann das Gespräch von ihm bald wieder abgebrochen, und zur Fortsetzung desselben andere Gegenstände herbeygezogen. Sie bemerkte, daß ihre Eltern mit Unwillen und Schmerz von ihm sprachen, daher sie selten nach ihm fragte, so sehnlich auch ihre Neugierde die Handlung zu wissen wünschte, durch welche Heinrich jenen Unwillen auf sich geladen hätte.

Einige Tage nach Leopolds Abreise sahe Margarethe ihre Mutter unruhig, und trauriger, als sie seit Gertrudens Tode gewesen war. Thränen rollten zuweilen über Theodorens Wangen, begleitet von Seufzern, die sich aus ihrem Busen hervordrängten. Margarethe forschte,

was sie herbeylockte, und nach einigem Zögern begann Theodore also:

Um Dich nicht mit gleicher Bürde zu belasten, wünschte ich dir den Kummer zu verbergen, der an meinem Innern zehrt, aber es ist mir unmöglich, dem Drange, mich Dir mitzutheilen, länger zu widerstehen.

Daß meine theure Mutter dies schon längst gethan haben mögte — antwortete Margarethe — denn weniger Schmerz wird es mir machen, ihren Gram mit ihr zu theilen, als ich bisher über ihre Zurückhaltung empfand, die mich dennoch leicht errathen ließ, was sie beunruhigte. Eure Sorgfalt, meine Mutter, schnell wieder abzubrechen, wenn ich zuweilen unsere Gespräche auf meinen unglücklichen Bruder Heinrich zu lenken suchte, bewies mir nur allzudeutlich, daß Er Eure Ruhe stört, weil jede Erinnerung an ihn Euch so heftig erschütterte.

Theodore. Nicht nur gestört hat er sie, nein, sie mir gänzlich geraubt. Daß die mildern Gesinnungen, zu welchen ihn die Liebe schmelzte, bald wieder vorüber flogen; weißt Du bereits; unbekannt ist es Dir aber, daß verwerflichere, als er sie jemals äußerte, an ihre Stelle traten. Nach der Rückkehr aus Nürnberg beschäftigte ihn die gute Agnes nur noch einige Tage; Ehrgeiz und Habsucht bemächtigten

sich bald seines Herzens so ausschliessend, daß nur sie ihn erfüllten, und böse Rathgeber flammten diese Leidenschaften zu solchem Lodern empor, daß sie ihn an seinem Vater zum Verbrecher zu machen drohen.

Margarethe. Wäre es möglich, daß sich der Verblendete so ganz vergessen könnte!

Theod. Auch mir schien es unmöglich, so wie es mein Gemahl noch jetzt bezweifelt, so viele Veranlassung auch Heinrich zu dem gerechtesten Verdachte gegeben hat, der ohne Zweifel nur allzuschnell bestätigt werden wird. Seine Rathgeber suchten den Argwohn in ihm zu erregen: daß sein Vater, begünstigt durch den Kaiser und Deinen Gemahl, die bisher gewöhnliche Erbfolge umstossen, Friedrichen zu seinem Erben zu machen, und ihm, dem Erstgebohrnen, kaum einige Schlösser hinterlassen würde. Unsere größere Liebe für seinen jüngern Bruder, eine nothwendige Folge seiner bessern Gesinnungen, nährte jenen Argwohn, und stürmend verlangte Heinrich von seinem Vater nicht nur Bestätigung der ihm gebührenden Erbfolge, sondern auch jetzt schon den Besitz des Herzogthums Steyer. Mein Gemahl bewilligte das erstere, und verweigerte das letztere, worauf Heinrich in seiner Forderung nachließ, und nur einige Herrschaften zum unbeschränkten Eigenthum verlangte.

Marg. Und mein gütiger Vater gab seinem Ungestüm nach?

Theod. Hingerissen von Wohlwollen war er, wie mich dünkt, zur Unzeit gütig. Er erinnerte anfangs den undankbaren Sohn, wie ihm zur Befriedigung seiner Wünsche so ganz nichts fehle, da er ihm einen eigenen Hofstaat gegeben, und hinlängliche Summen versichert hätte, so bequem und prächtig als ein regierender Fürst zu leben. Die Sanftheit seines Vaters besiegte nach und nach Heinrichs Ungestüm; er bat jetzt, was er anfangs dreust forderte, und Du weißt, meine Tochter, wie schwer es Deinem Vater wird, Bitten zu verweigern. Er erfüllte Heinrichs Verlangen wenigstens einigermaßen, indem er ihm neben Waltersdorf einige Ländereyen übergab, deren Einkünfte ihm allein gehören. Nach grössern Besitzungen strebend genügten ihm diese nicht, und nur mit Mühe verbarg er die Unzufriedenheit über die Vereitelung seines Planes. Schon längst war ihm der Aufenthalt in Wien lästig gewesen; um den Ermahnungen seines Vaters, welche er so nöthig bedurfte, zu entfliehen, eilte er nach Waltersdorf, wo Jagden und tobende Gelage mit seinen Zechbrüdern seine einzigen Beschäftigungen sind.

Marg. Hat aber die liebenswürdige Agnes alle Gewalt verloren, die sie anfangs über ihn besaß?

Theod. Heinrichs Liebe für sie war ein Rausch, der so schnell, als er seine Sinne fesselte, auch wieder verflog. Mit Thränen beklagt das gute Weib den Verlust derselben, duldet aber willig Ungestüm und unwürdige Behandlung, weil sie sich mit der Hofnung schmeichelt, ihren Gemahl vielleicht dennoch sich selbst und seinen Eltern wiedergeben zu können; aber ich fürchte, daß diese Hofnung nie erfüllt werden wird, denn fühllos bleibt Heinrichs Herz gegen seine würdige Gattin; nur Sinnlichkeit, durch ihre Schönheit aufgeregt, lockt ihn zuweilen zu ihr hin.

Marg. (seufzend) Daß ich sie sehen, meine Thränen in die ihrigen mischen, und sie trösten könnte über ihr unglückliches Geschick!

Theod. Geheime Beobachtungen der Handlungen Heinrichs und seiner Vertrauten machten seit einiger Zeit meine Unruhe rege, indem ich erfuhr, daß Heinrich einen derselben nach Ungarn gesendet hätte, unterdessen er selbst in Wallersdorf Waffen und Belagerungswerkzeuge aufhäufte.

Marg. Zur Empörung wider seinen Vater? O nein, Mutter, es ist unmöglich, daß ein

Sohn gegen den gütigsten der Väter des unverzeihlichsten Verbrechens sich schuldig machen könnte!

Theod. Wollte Gott, daß dieß Deinem Bruder so unmöglich dünkte als Dir; und vielleicht würde er die Bande der Natur nicht zerreissen, wenn ihn nicht Übelgesinnte zu einer solchen Unthat verleiteten.

Marg. Kann Österreich unter Leopolds milder Herrschaft Unzufriedene in seinen Gränzen zählen? unter ihm, der jeden seiner Unterthanen gleich einem Vater liebt, jeden ohne Unterschied zu beglücken sucht?

Theod. Vergiß nicht, liebe Tochter, daß es auch unter der sanftesten Herrschaft, in jedem Lande, Unzufriedene gibt. In Oesterreich sind es einige räuberische Burgbesitzer, die Deinem Vater abgeneigt sind, weil er ihren Räubereyen und Befehdungen wehrt. Zu ihrem Vortheile benutzen sie Heinrichs Herrschbegierde, um einen Bürgerkrieg zu beginnen, der ihnen reiche Beute verspricht.

Marg. Diese Wenigen werden wider die größere Zahl der Getreuen ihres Herzogs nichts auszurichten vermögen.

Theod. So schmeichelt sich auch Dein Vater, denn ihm, der sein Schwerd für ungerechte Sache zog, fällt kein Gedanke bey, daß feind-

lich gesinnte Nachbarn sich mit den Aufwieglern verbinden würden, welches ohne Zweifel geschieht, sobald das Feuer des Aufruhrs empor flammt. Der König von Ungarn kann es noch nicht vergessen, daß sich mein Gemahl seines Neffen Ladislaus wider ihn annahm; und voll Begierde, sich deshalb an ihm zu rächen, wird er Heinrichen seine Hülfe nicht verweigern. Heute brachte mir der Marschall Künringen die Nachricht, daß ein geheimer Bote des Königs von Ungarn in Waltersdorf eingetroffen ist; und nun zweifle ich nicht länger, daß Heinrich die Abwesenheit seines Vaters zur Ausführung seines verrätherischen Vorhabens benutzen wird.

Marg. O so eilt, theuerste Mutter, meinem Vater die nahe Gefahr zu melden!

Theod. Bey dem guten Zutrauen, das er sowohl an seinen ungerathenen Sohn als an den König von Ungarn verschwendet, würde dies ganz ohne Erfolg seyn. Die freundschaftlichen Versicherungen des Königs Andreas lassen ihn von diesem so wenig ein solches strafwürdiges Unternehmen ahnden, als Glauben an die Macht der kindlichen Liebe von seinem Sohne. Hierdurch irre geleitet, wird er nicht eher Gefahr sehen, bis die Gegenwart derselben ihm keinen Zweifel mehr erlaubt.

Marg. Aber Mutter, wollt Ihr so gar nichts thun, dem Unwetter entgegen zu arbeiten, das über unsern Häuptern schwebt?

Theod. So viel ich vermag. Künringen schützt Wien, wir selbst eilen nach dem liebsten und festesten meiner Schlösser, nach Hainburg.

Marg. Können wir an Ungarns Gränzen sicher seyn, wenn Ihr den König Andreas, den Verbundenen meines Bruders, ahndet?

Theod. Ich hoffe sicherer als in Wien. Da Heinrich nach der Herrschaft des Landes, oder wenigstens nach der Theilung derselben ringt, wird er auf Wien den ersten Angrif machen, Hainburg aber, dessen Besitz ihm wenig frommt, unberuhigt lassen. Auch kann kindliche Liebe doch wohl nicht so ganz in seinem Herzen erstorben seyn, daß er für das Eigenthum seiner Mutter, für ihren Wittwensitz, nicht einige Achtung haben sollte, da ihm ohnehin der Besitz dieses Gränzschlosses zur Erreichung seiner Absicht ohne Nutzen seyn würde. Bereite Dich zur Reise, und laß uns dann in Hainburg verweilen, bis der Sturm vorüberbraust. Dort werden wir ihn kaum von fern hören, und Leopolds schnelle Rückkehr, sobald das Wetter wirklich ausgebrochen ist, wird sein Toben bald endigen.

Marg. O Mutter, ich bin zu einer unglücklichen Zeit in mein Vaterland gekommen. Trau-

er empfing mich, und ihr wird noch grösseres Leiden folgen! Schmerzlich ist der Tod einer geliebten Schwägerin, noch schmerzlicher ist es aber einen Bruder auf der Stufenleiter der Verbrechen bis zur größten Tiefe herabsinken zu sehen.

Theod. Ja, schrecklich ist es, vor dem Sohne, vor dem Bruder fliehen zu müssen! Lasse uns aber, indem wir über dieses traurige Geschick klagen, mit der Hofnung trösten, daß Heinrich vielleicht erst so tief fallen mußte, bevor er sich wieder empor zu heben vermochte.

Marg. Könnte meine Mutter in einer so täuschenden Hofnung Tröst finden?

Theod. Sie ist es minder, als sie es dir scheint. Kaum ist mir noch der Glaube möglich, daß Heinrich blos aus Erkenntniß des Guten gut und wacker handeln könnte, vielleicht aber bessert er sich aus Nothwendigkeit. Ueberzeugt er sich, daß er durch Sturm und Toben seinen Entzweck nie erreichen; wohl aber ihn vielleicht ganz verfehlen kann, wenn sein Vater ihm, dem Aufrührer, die Strafe droht, welche zu ahnden Verläumder ihn schon jetzt verleitet haben. Sieht er sich der Gefahr, enterbt zu werden, wirklich nahe: so wird sein Ehrgeiz ihn auffordern, sich zu bessern, und der Zwang,

zu welchem er sich gedrungen sieht, ihn nach und nach wirklich besser machen.

Marg. Könnten aber nicht vielleicht Eure Ermahnungen den Verblendeten zurückführen zur Pflicht der Vernunft? Verschloß er ihnen gleich bis jetzt sein Ohr, so können sie es doch vielleicht noch durchdringen.

Theod. Was dein Rath fordert, habe ich bereits gethan. Ehe ich zu dir kam, verfaßte ich ein Schreiben an Heinrich, in welchem ich mich aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit, der ich fähig war, bediente. Ein Eilbote ist damit schon auf dem Wege nach Waltersdorf; die Antwort wird er mir nach Hainburg bringen.

Marg. Ihr wollt sie nicht hier erwarten?

Theod. Nein; um mich auf alle Fälle zu bereiten, fliehen, da es noch Zeit ist. Zu viele ähnliche Versuche sind mir schon mißlungen, um mir von diesem mit einem glücklichen Erfolge zu schmeicheln. Laß uns daher eilen, damit uns Heinrich durch schnelle Ausführung seiner Entwürfe nicht zuvor komme, denn allzuheftig würden wir erschüttert werden, wären wir Zeugen der Verwüstungen eines Bürgerkrieges, den der Sohn gegen den Vater beginnt.

Theodorens Ahndung traf zu; Heinrich las ihr Schreiben, war aber weit entfernt, dem Inhalte desselben gemäß zu handeln.

Sage deiner Gebieterin — entließ er den Boten — daß ich ihr die Antwort vielleicht selbst nach Wien bringen würde.

Mit dieser Erklärung Heinrichs eilte der Bote nach Hainburg, wo Theodore mit ihren Töchtern kurz vor seiner Ankunft eingetroffen war, und sich nun ihres Entschlusses um so mehr freuete, da sie hörte, daß sich Wien die Schrecknisse bald nahen würden, denen sie entflohen war.

Voll banger Erwartung sahe Theodore einige Tage erschütternden Nachrichten aus Wien entgegen; in Margarethen begann schon die Hofnung zu entglimmen, daß ihre Mutter allzuängstlich, in ihrer Vermuthung von Heinrichen zu übereilt und ungütig gewesen wäre, als der Thurmwächter zu Hainburg, am sechsten Tage ihrer Ankunft daselbst, meldete, daß sich ein Reisiger mit verhängtem Zügel dem Schlosse näherte. Voll brennender Ungeduld, seine Botschaft zu vernehmen, eilten ihm Theodore und ihre Töchter bis in den Schloßhof entgegen,

wo

wo der Ankommende, vom Schweiß tropfend, von seinem Rosse herabgesprungen war.

Eile — rief ihm die Herzogin zu — deine Botschaft in so wenig Worte als möglich zu fassen, damit sie uns bald kund werde.

Vernehmt sie in zweyen, gnädigste Frau — antwortete der Reisige — Aufruhr und Gefahr für Euch.

Steht Heinrich schon vor Wien? — fragte Theodore.

Der Residenz vorbey — fuhr jener fort — will er nach Hainburg ziehen, und die Blyden und Steinschläudern, die er mit sich führt, zeigen nur allzudeutlich seine Absichten mit Euch und Eurem Schlosse.

Du irrst — entgegnete Theodore — Unmöglich kann Heinrich, die ihn gebahr, befehden wollen. Naht er sich meinem Schlosse: so geschieht es gewiß nur, um sich mit der Hülfe, die ihm der König von Ungarn zu senden versprochen hat, zu vereinigen. Hainburg selbst wird er nicht angreifen.

Aber Du bist ermattet, guter Konrad, von der Eil, mit welcher Deine Treue Dich beflügelte; komm mit mir in mein Gemach, Dich durch einen Trunk Wein und etwas zum Anbiß zu erquicken, indeß Du mir ausführlicher

erzählst, was sich in Wien seit meiner Abwesenheit ereignete.

Margarethen an der Hand eilte sie dem Reisigen voran, befahl einem Knappen, einen Krug mit Wein herbey zu bringen, und fragte dann jenen: ist, wie ich es gebot, nach Heinrichs erster Bewegung an meinen Herrn und Gemahl ein Eilbote gesendet worden?

Konrad. Seit Euer Gnaden von uns schieden, hielt sich immer einer von uns bereit, sich auf den ersten Befehl des Herrn Marschalls auf sein Roß zu schwingen. So bald der Marschall durch seine Kundschafter von dem Auszuge des Prinzen aus Waltersdorf Nachricht erhielt, eilte ein Knappe nach Tyrol zu unserm gnädigen Herrn; unmittelbar nach dem Anfange der Feindseligkeiten folgte ein zweiter, mit welchem zugleich auch an Euch, gnädige Frauen, einer abgesendet wurde.

Marg. Wo blieb dieser? Du bist der erste, der uns eine solche fürchterliche Nachricht bringt.

Konr. Ihn traf vermuthlich ein Schicksal, dem auch ich nur mit Mühe entging. Auf dem Wege hieher kam ich in eine Herberge, deren Wirth mich durch eine gute Pflege und durch Aeusserung solcher Gesinnungen gegen Euch, wie sie jedem getreuen Oesterreicher ziemen, zu der Unbesonnenheit verleitete, ihm das Ziel mei-

ner Reise zu sagen. Zu spät erkannte ich meine Unvorsicht, als er mich von zwey Knechten unterstützt hindern wollte, fürder zu ziehen. Mein gutes Schwerd und mein schnelles Roß halfen mir jedoch aus dieser Verlegenheit, welcher mein Vorgänger wahrscheinlich nicht entrann, denn ohne Zweifel hat er gleich mir jene Herberge besucht, die an der Landstraße liegt, und den ermattenden Reisenden zu sich winkt. Doch ich verweile mich zu lange bey einem Nebenumstande, jetzt da wichtigere Dinge zu berathen sind!

Theod. O zögere nicht länger, uns diese wichtigen Dinge zu entdecken!

Konr. Dies that ich schon, nur Euren Glauben muß ich ihnen zu verschaffen suchen. Die Absicht der Aufrührer ist, Euch zu verhaften, um das, was sie verlangen, als Lösegeld für Euch zu erhalten.

Theod. Woher kömmt Dir dieser Wahn?

Konr. Was ich Euch sage, gnädige Frau, fließt aus zu sicherer Quelle, um es für Wahn halten zu können. Ein Theilnehmer an dem Vorhaben des Prinzen, einer seiner vertrautesten Diener, erbebte bey dem Gedanken: daß ein Sohn es wagen wollte, seine Hand verrätherisch an seine Mutter zu legen; um so mehr,

da sich der Prinz zur Ausführung dieses Plans seiner Hülfe bedienen wollte. Er flüchtete und entdeckte das verrätherische Vorhaben eurem Marschalle, der mich ohne Verzug zu Euch sendete, und Euch bitten läßt: schnell von Hainburg zu fliehen, wo für Euch keine Sicherheit ist.

Marg. (ängstlich) O ich flehe euch, theuerste Mutter, folgt dem Rathe des Marschalls!

Theod. Gemach, meine Tochter! Wir wollen nicht übereilt, sondern nach kalter Prüfung, handeln. (zu Konraden) Kennte ich Dich, ehrlicher Alter, nicht zu genau: ich würde fürchten, daß Du mich selbst den Aufrührern zu überliefern gedächtest.

Konr. Ich verstehe Euch nicht, gnädige Frau!

Theod. Wäre, was Du glaubst, wirklich Heinrichs Absicht, wie könnte ich von hier entfliehen, ohne auf ihn zu treffen? Und würden die wenigen Burgmänner, die mich begleiten könnten, mich wohl wider seinen Angriff zu schützen vermögen?

Konr. Sie nicht, aber wohl Ortolf von Mordax, der den Aufrührern mit einer auserlesenen Schaar Reisiger und Lanzenknechten vorangeeilt ist und sich Hainburgs Mauern ohne Zweifel schon morgen nähern wird. Macht

Euch, gnädige Frauen, bereit, dem Ritter entgegen zu gehen, so bald er vor Eurer Veste erscheint, Euch auf einem Wege, weit genug von der Strasse entfernt, auf welcher das Heer des Prinzen daher zieht, um nicht von demselben entdeckt zu werden, sicher nach Wien zu führen.

Theod. Sage, guter Konrad, ist die Macht der Aufrührer schon beträchtlich?

Konr. Grösser als ich sie vermuthet hätte, denn der mächtige Ademar von Künringen hat sie mit seinem ganzen Anhange vermehrt.

Theod. Ademar, der Bruder des Marschalls? O Gott, sollte vielleicht dieser selbst ein Verräther seyn!

Konr. Seyd ohne Sorgen, gnädige Frau, der Marschall ist einer von Euern treuesten Dienern. Heftiger Schmerz befiel ihn bey der Nachricht von der Unthat seines Bruders, aber seine Treue gegen seinen gnädigen Herrn ist so groß, daß er in dem Bruder nur den Empörer sieht. Daß er den wackern Mordax, dessen unerschütterliche Treue Euch bekannt ist, an der Spitze einer mächtigen Schaar zu Eurer Hülfe sendete, sey Euch Beweis, daß geheime Theilnahme an der Empörung so fern von ihm ist als öffentliche.

So oft und dringend auch Theodore, sowohl von ihrer Tochter, als von dem treuen Konrad gebeten wurde, sich zur Abreise fertig zu machen, und Hainburgs Mauern zu verlassen, so bald ihnen Ortolf von Mordax nahe genug seyn würde, um ihm ohne Gefahr, von den Aufrührern überfallen zu werden, entgegen gehen zu können, so wenig gab sie doch diesen Bitten Gehör; theils aus Hofnung, daß Heinrich seine Mutter nicht belagern würde, so fest sie auch Konrad des Gegentheils versicherte, theils auch aus Furcht vor der möglichen Untreue des Marschalls, Heinrich von Künringen. Sie wußte, daß er bisher mit seinem Bruder Ademar in ungestörter Eintracht gelebt hatte, wodurch sie zu der Ahndung veranlaßt wurde, daß Ademar nicht ohne Heinrichs Wissen handelte; und an diese Ahndung mußte sich nothwendig die Besorgniß reihen: in Wien unter dem Schutze des Marschalls nicht sicher zu seyn.

Margarethe und Konrad erstaunten um so mehr über diesen Argwohn der Herzogin, da Mißtrauen bisher so fern von ihr gewesen war. Sie äußerten ihre Verwunderung, indem sie zugleich alles versuchten, Theodorens Argwohn zu besiegen, welches ihnen aber bey der angestrengtesten Mühe nicht gelang.

Wessen Treue kann ich noch vertrauen — sprach Frau Theodore — wenn mein eigener Sohn an seinem Vater zum Empörer wird?

Des andern Morgens erschien Ritter Ortolf vor Hainburgs Thoren. Theodore ließ ihn auffordern, zu ihr zu kommen, und beantwortete seine Vorstellung: unter seiner Geleitschaft nach Wien zu reisen; auf die nämliche Art, wie sie Konrads Bitten beantwortet hatte. Nicht minder eifrig als der letztere, sprach Ritter Ortolf für die Treue des Marschalls, allein Theodore beschwor ihn, nicht länger in sie zu dringen, dagegen aber einen Beweis seiner eigenen unverrückten Treue zu geben, indem er ihr verspräche, sie vor der Herstellung der Ruhe nicht zu verlassen, und seine Schaar nicht fern von Hainburg zu lagern.

Verzeiht, gnädige Frau — sprach der offene Ortolf — wenn ich so dreust bin, Euch zu erinnern, daß partheiliche Mutterliebe für den Prinzen, Euern Herrn Sohn, Euch irre führt. Ich bitte Euch, bedenkt, daß Hainburg, so fest es auch ist, Euch nicht die Sicherheit gewähren kann, die Ihr in dem noch festern Wien finden würdet. Erinnert Euch auch, wie viel empfindlicher Ihr die Schrecknisse einer Belagerung in dem engen Raume Eures Schlosses würdet dulden müssen. Hier könnte Euch jeder zer-

störende Wurf der Blyden erreichen; in Wien könntet ihr hingegen, mitten unter dem Toben der Belagerung, friedlich in Eurer Burg hausen, denn die Menge Eurer Getreuen würde die Aufrührer gewiß hindern, die Mauern zu ersteigen, Haimburg aber ist so klein, und die Macht der Aufrührer schon zu solcher fürchterlichen Größe angewachsen, daß uns keine Hoffnung übrig bleibt, ihrem Angriffe zu widerstehen, wenn der König von Ungarn einen Theil seiner Völker mit ihnen vereinigt.

Ununterbrochen habe ich euch aussprechen lassen — antwortete die Herzogin — Hört nun meine endliche nicht zu erschütternde Entschließung und die Bewegungsgründe, die mich in Hainburg zurückhalten. Könnte mein Sohn sich wirklich herabsetzen unter die Thiere, und seine Hand verbrecherisch wider seine Mutter erheben: so ist doch Hainburg fest genug, wenn es der tapfere Ortolf von Mordax mit seiner muthigen Schaar besetzt, so lange widerstehen zu können, bis uns mein Herr und Gemahl oder der Marschall von Künringen entsetzt. Mein Herz wird bluten, wenn ich Brüder gegen Brüder das Schwerd zücken sehe, ist es aber einmal des Schicksals Wille, daß ich Zeuge dieser blutigen und erschütternden Scene werden soll: so sey es lieber hier als in Wien, wo sich meinen

Augen noch mehrere Schreckbilder darstellen würden. Dort könnten größere Verwüstungen gemacht werden als hier; dort träfen sie den Bürger und den Dürftigen, hier größtentheils nur mich. Leiden meine Unterthanen: so werde ich ihnen den Schaden ohne Mühe ersetzen können, was in Wien beynahe unmöglich wäre, weil dort die Menge der Leidenden zu groß seyn würde.

Gnädige Frau — rief Ortolf aus — man muß Euch wenigstens bewundern, wenn man auch Eure Meinungen nicht richtig finden kann. Aber, bey meinem Eide Ihr wärt sicherer in Wien, und könntet, sonder Gefährde einer Verrätherey des Marschalls von Küntringen, ruhig in Eurer Burg wohnen, statt daß Ihr nun befürchten müsset Euer Schloß erobert, und Euch selbst des Prinzen Gefangene zu sehen.

Bey aller Hofnung: in Hainburg vor dem Angriffe ihres Sohnes sicher zu seyn; hatte Frau Theodore doch nicht vergessen, hinlängliche Lebensmittel in diese Veste bringen zu lassen, die aber freilich nun nach einer so starken Vermehrung der Besatzung nicht mehr zureichten. Ritter Ortolf eilte daher, mit den Seinigen, aus den nahgelegenen Oertern größern Vorrath herbey zu schaffen, und die offenen Briefe der Her-

zogin, welche sie mit sich führten, gaben ihrem Unternehmen schnellen und glücklichen Fortgang. Ehe noch die Nacht hereinbrach, war die Vestung mit Lebensmitteln auf zwey Monate versehen, in deren Dauer sich Theodore und Ortolf mit Zuversicht Entsatz versprachen.

Ritter Ortolf wollte sich mit seiner Schaar ausserhalb den Mauern Haniburgs lagern, und den Prinzen Heinrich im offenen Felde angreifen aber Theodorens dringende Vorstellungen nöthigten ihn, sich in die Vestung zurückzuziehen.

Lasset mich — sprach sie zu ihm — bevor Ihr das Schwerd ziehet zu blutigem Kampfe, einen Versuch machen, ob ich den Zwist nicht friedlich auszugleichen vermag. Ich will in Heinrichs Lager eilen, ihn an meinen Busen reissen, und ihn dann auffordern, die Brust zu durchstossen, die ihm die erste Nahrung gab, oder wieder heimzuziehen nach Waltersdorf, und, der Verzeihung seines Vaters versichert, hinfort ruhig zu leben. Ueberrascht durch mein unerwartetes Erscheinen, von den Thränen der bekümmerten Mutter zur Empfindung geschmelzt, werde ich ihn, wo nicht zur kindlichen Liebe, doch zur schuldigen Lehnstreue gegen seinen Vater und Herrn zurückkehren sehen.

Ich habe gelobt, Euch zu gehorchen — erwiederte Ortolf — und will daher in die

Veste ziehen, so sehr ich auch den Angriff außer derselben zu erwarten wünschte. Euch aber, gnädige Frau, Euer Vorhaben ausführen zu lassen, verbeut mir Pflicht und die Sorgfalt, Euch vor Gefahren zu schützen.

Der Morgen des andern Tages dämmerte kaum heran, als die Wächter auf den Thürmen zu Hainburg die Ankunft des Feindes verkündigten. Man sahe, wie sich Heinrich mit seinem Heere nahe an die Mauern lagerte, und Morcax fand es zahlreicher als er vermuthet hatte, so daß er sich, auch ohne Theodorens Aufforderung, zum Rückzuge in die Festung genöthigt gesehen haben würde, weil er, ohne zuvor von Wien neue Stärkung zu erhalten, keinen Angrif in offnem Felde wagen konnte.

So bald Theodore die Ankunft ihres Sohnes vernahm, ließ sie den Ritter Ortolf zu sich rufen, und befahl ihm, ihr ein Thor zu öfnen, durch welches sie, nur von einigen Frauen begleitet, zu Heinrichen eilen wollte, um den Plan auszuführen, den sie auf die Stärke der mütterlichen Gewalt und der kindlichen Liebe berechnet hatte.

Nein, theuerste Mutter — sank ihr Margarethe in die Arme — ich lasse euch nicht!

O Ritter Ortolf, ich beschwöre Euch bey Eurem Leben, nur diesmal ungehorsam zu seyn!

Es hätte dieser Aufforderung nicht bedurft, gnädigste Frau Königin — antwortete Ortolf, — Vor Eurer Mutter bleibt das Thor verschossen, und wenn ich ihren Zorn darüber wagen sollte!

Weinend stürzten sich jetzt auch Theodorens jüngere Töchter, Konstanze und Gertrud, in das Zimmer, wo sie, von Margarethen aufgefordert, ihre flehenden Bitten mit dieser vereinigten.

Hörtet Ihr, meine Töchter, und Ihr Herr Ritter — fragte Theodore mit geheimen Unwillen, sich in der Ausführung ihres Vorhabens gehindert zu sehen, von welchem sie einen so glücklichen Erfolg erwartete — hörtet oder laset Ihr nie etwas von dem Römer Cariolan?

Zu viel, gnädige Frau — unterbrach sie Ortolf mit hastigem Eifer — um zwischen dem Prinzen Heinrich und ihm Aehnlichkeit zu finden. Cariolan war ein guter Sohn und edler Mann, und — — doch verzeiht mir meine Kühnheit, und vergönnt, den Nachsatz zu verschweigen. Euer Beichtvater ist ein Mann, der die hinreissende Beredsamkeit besitzt; sendet diesen zu dem Prinzen, ihm alles das zu sa-

gen, was ihm aus der Fülle Eures Herzens entgegen quillt.

Kann mein Beichtiger — wendete Theodore ein — in das seinige die Empfindung gießen, welche die Blicke und Thränen der Mutter hervor bringen würden?

Er kann es, er wird es — entgegnete Ortolf — wenn der Prinz solcher Empfindungen nicht ganz unfähig ist.

Wohl — endigte Theodore — so macht einen Versuch! gelingt er nicht, dann handle ich!

Indem sie noch sprachen, näherte sich ein Trompeter des Prinzen der Vestung, begleitet von einem Herold, welcher Einlaß begehrte. Der letztere wurde zu der Herzogin geführt, gegen welche er die Beschwerden seines Herrn vorbrachte.

„Nothgedrungen — lautete der Inhalt seiner Verkündigung in der Kürze — durch die Waffen sich sein Erbrecht zu sichern, welches ihm Herzog Leopold und sein Sohn, Junker Friedrich, zu rauben suchen, steht jetzt mein gnädiger Herr, der Herzog und einzig rechtmässige künftige Erbe von Oesterreich, an der Spitze getreuer Landsleute, und wiederholt die Forderung, die er schon so oft vergebens machte: Be-

stätigung der Erbfolge und Ueberlieferung des Herzogthums Steyer."

Eine Rotte Räuber und losen Gesindels — vermogte Ritter Ortolf seinen Unwillen nicht zurückzuhalten — vereinigte sich zu einem verrätherischen Bunde, den Prinzen Heinrich zum pflichtvergeßnen Sohne: Oesterreich zum Schauplatze der Schreckensscenen eines Bürgerkrieges zu machen.

„In wessen Namen sprecht Ihr! Herr Ritter? fragte Heinrichs Herold spöttisch."

Im Namen der Gerechtigkeit, Natur und Menschheit — fuhr Ortolf fort.

„Ich habe für Euch keine Antwort, für Euch überhaupt keinen Antrag, — wendete sich der Herold vom Ritter Ortolf zu Theodoren — An Euch, gnädige Frau, ist meine Botschaft gerichtet. Wollt Ihr, im Namen Eures Herrn und Gemahls, das gerechte Begehren meines gnädigen Herrn bewilligen, und zum Beweise, daß es Euch Ernst ist, ihm einstweilen Wien und Hainburg übergeben: so will er seine Waffen mit keinem Tropfen Blutes benetzen; weigert Ihr Euch aber: so wisset, daß der Entschluß: für das Beste ihres gnädigen Herrn ihr Leben zu wagen; die Brust vieler tausend wackerer Streiter zu größerer Tapferkeit entflammt."

Drohungen des Sohnes gegen die Mutter — war es nicht dieses, was Eure Worte wagten? — antwortete Theodore dem Herolde.

„Mir ziemt es nicht, gnädige Frau, — fuhr dieser fort — zu untersuchen, wer das Band zuerst zerriß, auf das Ihr Euch beruft; ich bin nur hier, Euch um Antwort zu bitten.“

Ein Abgesandter — erwiederte Theodore — bringt sie in Eures Herrn Lager. Meldet ihm dies, mit der Versicherung: daß Euch mein Abgesandter in wenig Augenblicken nachfolgen würde.

Absichtlich entfernte Theodore Heinrichs Herold so schnell, weil sie bemerkte, daß dem biedern aber heftigen Ritter Ortolf ein neuer Ausbruch seines Unwillens auf den Lippen schwebte; und sorgfältig suchte sie alles zu vermeiden, was Heinrichs Verbitterung vermehren könnte.

Euren Rath, wackerer Mann — wendete sie sich jetzt an den Ritter.

In Fällen, gnädige Frau — antwortete Ortolf — wo es schier unmöglich ist, auf zweyerley Weise zu handeln, wenn nicht die eine ganz auf den unrechten Weg führen soll, ist Rath nicht nöthig. Ein solcher Fall ist

der Eurige; und Ihr werdet fürwahr meines Rathes nicht bedürfen, um dem Prinzen eine Antwort zu geben, die sowohl der Mutter als der Herzogin von Oesterreich Genüge leistet. Euer Beichtiger wird aber, wie mich dünkt, wenig ausrichten, weil hier nur das Schwerd entscheiden kann.

Lasset es uns versuchen — erwiederte Theodore — ließ dann ihren Beichtvater rufen, und sendete ihn in das Lager des Prinzen.

Theodorens Vorschrift gemäß, begann er mit Ermahnungen zum Frieden, versicherte dem Prinzen, daß seine Eltern weit entfernt wären, ihn in seinem Erbrechte zu kränken; und wollte zuletzt, von warmen Erinnerungen an kindliche Pflichten, zu der Ermahnung übergehen: zurückzukehren zu der Befolgung derselben; aber schon in der Mitte seiner Rede unterbrach ihn der Prinz mit Heftigkeit.

Wollt Ihr predigen, Vater — rief er ihm zu — so geht zurück nach Hainburg und steiget dort auf eine Kanzel, in meinem Lager ist nicht der Ort hierzu; am wenigsten aber will es Euch ziemen, gegen mich den Strafprediger machen zu wollen. Ich habe mit der Herzogin von Oesterreich nichts zu unterhandeln, als von ihr gerade und unzweydeutige Antwort

auf

auf meine Forderung zu begehren: Ist sie, wie es mein Wille und Billigkeit heischen: so weis die Herzogin mein Versprechen, das ich nicht werde unerfüllt lassen; sollte aber ihre Antwort beyden gleich stark entgegen seyn: so sollen die Steine von meinen Schläudern so lange um die Ohren der Herzogin saußen, und meine Fußknechte unter ihren Sturmdächern hervor Hainburgs Mauern so lange ängstigen, bis Eure Gebieterin aus Nothwendigkeit bewilligt, wozu Forderung der Gerechtigkeit allein ihr nicht genügte. Jetzt geht zurück; und erhalte ich nicht in zwey Stunden eine Antwort, wie sie meine Billigkeit fordert: so umschliesse ich Eure Veste mit Heereskraft, wenn sie sich nicht der Aufforderung meines Herolds ohne Schwerdschlag ergiebt.

Nach diesen Worten wendete sich Heinrich hinweg von dem Abgesandten seiner Mutter, der nun traurig den Rückweg nach Hainburg nahm. Es bedarf wohl keiner weitern Erinnerung, daß Heinrich von seiner Mutter keine solche Antwort erhielt, wie er sie wünschte. Die festgesetzte Zeit verstrich und bald nachher kam ein Herold vor die Vestung, sie in des Herzogs Namen aufzufordern.

BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wer durch unsere Thore ziehen will — antwortete Ortolf von Mordax dem Herolde, — muß sich einen Weg über die Leichname treuer Oesterreicher bahnen, die an der Gemahlin ihres gnädigen Herrn nicht zu Verräthern werden wollen.

Nach Kriegsgebrauche ließ Heinrich diese Aufforderung noch zweymal wiederholen, da er aber immer die nemliche Antwort erhielt, zögerte er nicht länger, die Belagerung aus allen Kräften zu beginnen. Er ließ sein Heer sich rings um Hainburg schließen, die Belagerungswerkzeuge aufrichten, und Berge von Steinen auf einander häufen, mit ihnen die Mauern der Veste zu zertrümmern.

Hainburgs Vertheidiger waren nicht weniger beschäftigt als die Belagerer. Ortolf von Mordax traf die besten Anstalten, ihre Anschläge zu vernichten, oder, wenn es ihm ja unmöglich werden sollte, die Uebermacht zu besiegen, sich ihr wenigstens muthvoll entgegen zu stellen, bis sich ihm der Marschall von Künringen zu seiner Hülfe nähern könnte. Er sendete daher, unterdessen Heinrich den Mauern Hainburgs näher rückte, einen Eilboten nach Wien, den Marschall zum schnellen Entsatze aufzufordern, und dieser Bote kam durch Umwege glücklich auf die Strasse nach Wien, indessen Ortolf mit sei-

nen Kriegern die Unternehmung des Feindes durch einen Pfeilregen und Steinwürfe hinderte.

Ihm allein überließ Theodore die Sorgfalt für die Vertheidigung der Veste, nur empfahl sie ihm, sowohl gegen ihren Sohn selbst, als gegen sein Heer, die möglichste Schonung, weil sich ihre mütterliche Liebe noch immer schmeichelte: Heinrich würde vielleicht die ihm zum Frieden dargebotene Hand nicht von sich weisen. Daß er dies bisher gethan hatte; daß er es noch that, machte den lebhaftesten Schmerz in ihr rege, den sie sich jedoch sorgfältig zu verbergen zwang, um die Königin, ihre Tochter, mit verstellter Ruhe zu trösten.

Oft machte Margarethe ihrer Mutter sanfte Vorwürfe, daß sie, dem Rath ihrer Getreuen zuwider, nicht nach Wien zurückgegangen war, weil sie während der Belagerung ihr Leben in Gefahr fürchtete, denn die Steine von Heinrichs Blyden saußten fürchterlich umher, und verbreiteten Schrecken und Tod. Noch waren zwar Theodorens Zimmer unbeschädigt geblieben, weil sie die Feinde nicht erreichen konnten, Margarethens bange Furcht glaubte sich aber doch in denselben sicher.

Vereinigt mit dem Ritter Ortolf, gab sich Theodore alle Mühe, ihre Tochter zu beruhigen;

beyde versicherten sie, daß der Theil des Schlosses, in welchem sie sich aufhielten, nur dann erst etwas von den Feinden zu fürchten haben könnte, wenn sie Mauern überstiegen hätten. Dieser Versicherung folgte der Trost: daß die Tapferkeit der Belagerten und die Eil des Marschalls von Künringen, ihnen Hülfe zuzuführen, dieses Aeußerste verhüten würde; und als auch Margarethe wenig Beruhigung hierinnen fand, erinnerte man sie: wie Heinrich mit seinen Kriegern, auch mitten im Sturme, für seine Mutter und seine Schwestern Achtung haben würde.

Theodore forderte ihre Tochter auf, Hainburg zu verlassen; überzeugt, daß Heinrich der römischen Königin den freyen Abzug nicht wehren würde, wenn er auch wirklich geneigt seyn sollte, ihn der Schwester zu verweigern; allein für ihre Mutter und ihre Schwestern nicht weniger besorgt, als für sich selbst, war Margarethe weit entfernt, der Aufforderung Theodorens zu folgen.

Nein, meine theuerste Mutter! — sprach sie — Eure Tochter weicht nicht von Euch. Der Gedanke an die Gefahren rings um Euch her würde mich in der Entfernung noch quälender foltern, als wenn ich sie hier mit Euch theile.

Acht Tage waren vergangen, und die Thurmwächter zu Hainburg schaueten noch immer vergebens nach der Gegend hin, woher sie sich, unter der Anführung des Marschalls von Künringen, Hülfe versprachen. Die allgemeine Sehnsucht nach derselben war um so größer, je nöthiger sie ihrer zu bedürfen begannen. Das rastlose Stürmen der Belagerer hatte schon einige Oefnungen in die Mauer gemacht, durch welche sie nun einzudringen suchten.

Bis jetzt war es dem Ritter Ortolf mit seinen wackern Kriegern noch gelungen, die Feinde zurück zu halten, immer mehr verschwand aber die Hofnung: daß dies länger möglich seyn würde; denn ob schon der Muth dieser tapfern Männer nicht sank so schwanden doch ihre Kräfte. Rastlos mußten sie kämpfen, um die Stürme der Feinde abzuschlagen, und konnten hierbey nicht, wie die Belagerer, mit ihren Rotten abwechseln. weil ihre Anzahl zu gering war, und jeden Tag durch Tode und Verwundete noch vermindert wurde.

Rächten gleich Hainburgs Vertheidiger den Tod ihrer Brüder an ihren Gegnern: so brachte ihnen dieß doch weniger Vortheil, als ihnen der Verlust, den sie täglich litten, nachtheilig war, weil sie sich nicht, gleich jenen, durch frische Völ-

ker verstärken konnten. Immer kleiner wurde ihr Häuflein, da sich im Gegentheil das Heer der Belagerer zu vergrößern schien; und zwey Tage hatten die Thurmwächter wieder umher gespähet, ohne den Marschall von Künringen mit dem erwarteten Entsatze zu entdecken.

Verstärkt wurde jetzt Theodorens Argwohn von der Untreue des Marschalls, weshalb sie sich freute, daß sie nicht nach Wien gegangen war, in einer so bedenklichen Lage sie sich auch in Hainburg befand. Ritter Ortolf machte ihr Hofnung: den Angriffen der Feinde noch so lange widerstehen zu können, bis Herzog Leopold selbst mit einem mächtigen Entsatze herbey eilen könnte, wenn der Marschall von Künringen wirklich treulos seyn sollte.

Ortolf sprach jetzt nicht mehr so eifrig für die Treue des letztern weil er sahe, daß er hiedurch keinen Eindruck auf die Herzogin machte; er selbst fühlte sich aber von des Marschalls unverrückter Treue lebhaft überzeugt. Auf ihn harrte er, nicht auf den Herzog Leopold, und die Hofnung, die er der Herzogin zu noch längerer Vertheidigung machte, hatte nur die Ankunft des erstern zum Ziele. Bey allem Muthe zweifelte er, daß seine ermatteten Krieger die weit geöfneten Mauern noch so lange würden schü-

tzen können, bis der Herzog aus Welschland in sein beunruhigtes Land zu eilen vermögte.

Liebe für ihre verehrte Herzögin stählte die Kräfte der Vertheidiger Hainburgs, zuletzt mußten sie aber freilich erschöpft werden, da das unablässige Stürmen ihrer Feinde ihnen keine Zeit zur Ruhe erlaubte; und nie wären ihre Kräfte nöthiger gewesen als jetzt, wo sie sich von ihren Mauern wenig Schutz mehr versprechen konnten. Zur Hälfte waren sie schon zerschmettert, daher Heinrich den stürmenden Eingang in die Vestung nicht schwer glaubte.

Der Sturm begann; beyde Theile fochten mit Löwenmuthe; zurückgedrängt wurde aber endlich das kleine ermattete Häuflein der Belagerten durch den wüthenden Angriff der Gegner, die nun in die Vestung drangen und nach den Zimmern eilten, wo sich Theodore mit ihren Töchtern befand. Die erschöpften Kämpfer boten alle ihre Kräfte auf, ihre geliebte Landesmutter zu schützen; was konnte aber ihre kleine Anzahl gegen die Menge der andringenden Feinde ausrichten!

Erlasset uns, theure Leser! eine Schilderung dessen, was Theodore und Margarethe empfanden, als sie jetzt Heinrichs Krieger wider ihre Wohnung heran stürmen sahen. Es war eine Mischung von Furcht vor der gegenwärti-

gen Gefahr, und vom Schrecken über die Unnatürlichkeit des Sohnes und Bruders, die sie in einer Bewußtlosigkeit erhielt, die ihnen nicht erlaubte, irgend einen Entschluß zu fassen. Konstanzens und Gertrudens lautes Klagegeschrey vermehrte das Schreckliche dieser Scene, und drang bis vor die Pforten der Wohnung, wo Ritter Ortolf und seine Uebriggebliebnen mit Wunden bedeckt fochten.

Ortolf bedachte, daß längerer Widerstand Heinrichen nur noch mehr erbittern, und den Damen, die er ohnehin nicht lange mehr schützen konnte, nachtheilig werden würde. Er versprach sich daher, dem Anführer des Haufens, mit welchem er kämpfte, sammt den Seinigen, zu Kriegegefangenen zu ergeben, verlangte aber für die Herzogin und ihre Töchter freyen Abzug und sicheres Geleit an jeden Ort, wohin sie wollten. Ademar von Küntingen war der Anführer, an welchen Ortolf diese Foderung machte; sie wurde bewilligt; Ortolf und die Seinigen übergaben ihre Waffen, und Ademar eilte in das Zimmer der Herzogin.

Euch, gnädigste Frau Königin — wendete er sich zu Margarethen — soll ich im Namen meines Herrn, des Herzogs von Oesterreich, verkündigen, daß Ihr einen Ort nennen mögtet, wohin es Euch gefällt, sicher geleitet zu werden,

und wohin die Fräulein Eure Schwestern Euch ebenfalls folgen könnten.

Und ich? — fragte Theodore, unfähig, mehr hinzuzusetzen.

Der Herzog, mein Herr, — fuhr Ademar fort, — gab mir Befehl, Euch nach Waltersdorf zu führen, wo Ihr so lange bleiben solltet, bis er seinen Zwist mit dem Herzog Leopold ausgeglichen hätte.

O meine Tochter! — sank Theodore in Margarethens Arme — so könnte Heinrich also doch die Bande der Natur zerreissen! Führet mich zu ihm Herr Ritter — fuhr sie gegen Ademar fort.

Ich habe Befehl — erwiederte Ademar — Euch, gnädige Frau, sonder Verzug nach Waltersdorf zu bringen, wo Ihr den Aufenthalt nicht so widrig finden werdet, als ihr zu fürchten scheint.

Ich will zu dem Herzoge — nahm Margarethe das Wort.

So hoch auch die Gegenwart der römischen Königin meinen gnädigen Herrn ehren würde — entgegnete Ritter Ademar — so verbittet er doch den Besuch der Schwester.

Margarethe wiederholte ihr Verlangen, erhielt aber von Ademar immer die nämliche Antwort; sie erklärte hierauf, daß sie nichts von

ihrer Mutter würde trennen können, und verlangte mit ihr nach Waltersdorf gebracht zu werden; konnte aber nur nach langem Dringen eine bejahende Antwort von Ademar erhalten. Der Wunsch: durch ihre Gegenwart wenigstens die leidende Mutter trösten zu können; hatte Margarethen aus der Betäubung gerissen, in welcher sie herber Schmerz über das Verfahren ihres Bruders versenkte. Hierdurch erhielt sie Kraft zu sprechen, indessen Beklommenheit und Thränen Theodoren und ihren jüngern Töchtern die Sprache raubten.

Einmal ermannte sich Theodore; mit dem Gefühl ihrer Unschuld und der mütterlichen Würde beschwerte sie sich über Heinrichs Behandlung und über Ademars Wortbrüchigkeit. Freiheit und sicheres Geleit hatte er dem Ritter Ortolf für Theodoren versprochen, jetzt kündigte er ihr an, daß er sie gefangen nach Waltersdorf führen wollte. Mit Achselzucken suchte sich Ademar zu entschuldigen, und bat Theodoren, nicht mit ihm zu rechten, weil er nur der Vollstrecker höherer Befehle wäre. Theodore schwieg, sie wollte nicht erbitten, was sie dreust fordern konnte, und gelassen ergab sie sich ihrem Geschicke, doch mit der Hofnung: daß die Rückkehr ihres Gemahls ihre Lage bald ändern würde.

Ich bin in Eurer Gewalt — sprach sie zu dem Ritter — und folge Euch willig an jeden Ort, wohin Euch der Befehl eines Aufrührers, eines unnatürlichen Sohnes, mich zu führen gebeut. Will Heinrich Verbrechen auf Verbrechen häufen: so thue er es, bis das Maaß voll ist, und ihn dann gerechte Strafe für sein Vergehen treffen wird.

Ihre Gerechtigkeit wünschte diese herbey, mütterliche Liebe zitterte aber bey dem Gedanken an sie, und diese entgegengesetzten Empfindungen, verbunden mit dem Schmerze über ihren mißrathenen Sohn, tobten fürchterlich in Theodorens und Margarethens Busen, die mit Konstanzen und Gertruden in ihrem Gemache weinten, indessen sich ihre Frauen und Diener mit den Anstalten zu ihrer schnellen Abreise beschäftigten.

Begleitet und umringt von einem starken reisigen Zeuge verließen sie Hainburg. Ademar von Künringen ritte neben ihrem Wagen her, und wiederholte die Versicherung, daß sich Theodore zu Waltersdorf besser befinden würde als sie ahndete. Theodore hörte nicht auf seine Worte, so wie sie die Gegend nicht sah, durch die ihr Wagen hinrollte. Nur ihre weinenden Töchter sahe sie, und ließ ihre Thränen sich mit den ihrigen vermischen, oder suchte sie durch

tröstlichen Zuspruch und durch die Hofnung aufzurichten: daß Leopold bald aus Welschland zurückkommen, und mit ihm die ganze Lage der Dinge sich umgestalten würde. Doch dieser Trost konnte nur wenig wirksam seyn, denn er wälzte von der Brust der Leidenden nicht den lastenden Kummer über die Unthaten des so tief gesunkenen Bruders.

Ausschließend mit ihrem Schmerze beschäftigt waren unsere Reisende einige Stunden gefahren, als Margarethens Blick zum erstenmal auf die Gegend fiel in welcher sie sich befand. Wie oft sie auch ehedem mit ihrer Mutter in Hainburg gewesen war: so hatte sie sich doch nie in der Gegend gesehen, wo sie sich jetzt erblickte

O Gott! — rief sie ihrer Mutter zu — wohin führen uns diese Verräther! Sehet, theuerste Mutter, alles um mich her ist mir fremd!

Jetzt hob auch Theodore ihren Blick empor und sahe sich dicht an der ungarischen Gränze, wohin sie sonst oft von ihrem Schlosse herabgeblickt hatte.

Ha Verräther! ist dieß der Ort, wohin Ihr uns zu führen verspracht — rief sie aus, und blickte zur Seite des Wagens nach dem Ritter Ademar. Sie sahe ihn nicht; an seiner Stelle antwortete ihr ein Knappe, daß sein Herr ei-

nige Schritte zurückgeblieben wäre, und ihm befohlen hätte, hier zu halten.

Jetzt stand der Zug still; man fragte unsere Gefangenen: ob es ihnen gefiele auszusteigen; ließ aber dagegen ihre Fragen, wohin sie gebracht werden sollten, unbeantwortet. Bekannt mit Heinrichs Bündnisse mit dem Könige von Ungarn, und vom ungarischen Boden nur noch einige Schritte entfernt, ließ sich dieses zwar errathen, aber doch kam es Theodoren unglaublich vor, daß König Andreas an einer so verbrecherischen That, als die Verhaftung einer Mutter durch den aufrühriſchen Sohn, Theil nehmen sollte.

Ortolf hatte ihr zwar versichert, daß sich unter Heinrichs Heere im geheim ungarische Hülfsvölker befänden, und sie bezweifelte dies nicht, trauete aber dagegen dem König Andreas zu viele Klugheit zu, als daß er geneigt seyn sollte, der Kerkermeister ihres Sohnes zu werden, da es sich voraussehen ließ, daß er sich einer solchen Handlung nicht ungestraft würde schuldig machen dürfen. Andreas hatte schon die Macht des Herzogs von Oesterreich gefühlt, sollte er wohl so unüberlegt handeln können, den Zorn desselben durch die empfindlichste Beleidigung gegen seine Gemahlin wider sich zu reizen.

Dies in der Kürze die Gedanken, die Theodoren und Margarethen durchkreuzten, und die sie sich gegenseitig in romanischer Sprache *) zuflüsterten, damit ihrer Begleiter sie nicht verstehen möchten. Ihre Ueberlegungen erhellten die Dunkelheit nicht, in welcher sie irrten, bald aber erhielten sie Licht. Ademar kam zurück, befahl seinen Reisigen, abzusteigen, und ihre Rosse grasen zu lassen, und trat dann mit der Miene der Verlegenheit zu Theodoren.

Verzeihet, gnädige Frauen — begann er — daß ich Euch Unruhe machte, erlaubt aber, mir deshalb Eure Verzeihung zu versprechen, weil diese Unruhe zu Ausführung des Planes, den ich mir zu Eurer Rettung erdacht hatte, unabänderlich nöthig war. Das Gesträuch, hinter welchem wir uns befinden, verbirgt uns den Augen der Späher zu Hainburg, hier wollen wir verweilen, bis die Nacht hereinbricht, wo ich Euch dann, um Haimburg herum, auf die Strasse nach Wien führen werde. Ihr sahet bis jetzt nur den Verbrecher an seiner Fürstin in mir; findet jetzt den Reuigen, der sich bestrebt, wenigstens einen kleinen Theil seiner Schuld wieder zu vergüten. Hört das Bekenntniß meiner Verirrung und die Erzählung der Absichten Eures Herrn Sohnes mit Euch;

*) Die Hofsprache jener Zeiten.

und seyd Ihr dann gütig genug, o so verzeihet einem Irrenden, der sich durch falsche Nachrichten zur Untreue gegen Euch und Euren Gemahl, meinen gnädigen Herrn, verleiten ließ.

Ein Strahl von Hofnung senkte sich in Theodorens Brust, wohlwollend blickte sie ihren Führer an, und sprach zu ihm: seyd versichert, Ritter, daß mir und meinem Gemahle Zorn so schwer wird, als uns Verzeihung süß ist, und und daß ich Euch gewiß zu belohnen wissen werde, wenn es wirklich Euer Wille ist, der Gemahlin Eures Herzogs zu dienen, wie es einem treuen Lehnsmanne gebührt.

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich mir durch Rückkehr zur Pflicht Eure Verzeihung gewänne — fuhr Ademar fort — Vernehmt jetzt, gnädige Frau, mein ungeheucheltes Geständniß! Ich kannte den Herrn Herzog Heinrich nicht so genau wie nun, da ich eine Zeitlang der Beobachter seiner Handlungen gewesen bin, als er mich einst auf meiner Burg heimsuchte, und nach einigen allgemeinen Gesprächen, sich über seinen Herrn und Vater beklagte, daß er, den österreichischen Verträgen zuwider, den Herzog Friedrich zu seinem Erbfolger zu machen gedächte. Ich forschte bey meinem Bruder, ob dies wirklich die Absicht unsers gnädigen Herrn wäre; er versicherte mir das Gegentheil,

gestand aber doch, wie unser gnädiger Herr zuweilen gewünscht hätte: Herzog Friedrich möchte der älteste seiner Söhne seyn. Ich will die Geduld meiner Gebieterin durch die Erzählung des ganzen Ganges meiner Verwirrung nicht auf die Probe stellen, noch den verwegenen Schritt, den ich that, durch diese weitläuftige Erzählung zu entschuldigen suchen: es sey mir genug, Euch zu gestehen, daß mich Herzog Heinrich endlich so ganz für sich gewann, daß ich gelobte, ihm im äußersten Nothfalle mein Schwerd zur Erhaltung der Rechte seiner Geburt zu leihen.

Theodore. Ich will Euch keinen Vorwurf machen, noch durch den Argwohn kränken: daß Ihr vielleicht andere Bewegungsgründe fandet, Euch mit meinem Sohne zu verbinden, als Eifer für eine irrig rechtgeglaubte Sache; doch werdet Ihr mir gestehen müssen, daß in dem Augenblicke, wo Ihr Heinrichen jenes Versprechen gabt, Treue gegen Euren Lehnsherrn so ganz von Euch gewichen seyn mußte, als die Erinnerung an seinen Charakter. Kann Herzog Leopold, der sich wissentlich nie einer Ungerechtigkeit gegen den Geringsten seiner Unterthanen schuldig machte — kann dieser ungerecht seyn gegen seinen eigenen Sohn?

Ade-

Ademar. Ich muß verstummen, gnädige Frau, nur erlaubt mir die Erinnerung: daß es zuweilen Augenblicke giebt, wo man sich täuschet, ohne es selbst zu wissen, und wo sich uns Dinge von einer Seite darstellen, von welcher sie sich uns noch nie zeigten, und durch den Reiz der Neuheit unsere Aufmerksamkeit auf sich fesseln, ob wir schon bald nachher erkennen, daß wir mit verblendetem Auge sahen. Doch ich wollte mich ja nicht entschuldigen, nur Euch selbst es überlassen, ob ich, nach dem aufrichtigen Geständnisse meines Vergehens, Eurer Vergebung nicht ganz unwürdig wäre. Aber ja unwürdig bin ich ihrer allerdings; nur von Eurer Milde kann ich mir schmeicheln, was ich mir freilich nicht als Verdienst versprechen darf!

Margar. Ich bitte Euch, Herr Ritter, eilt mit Eurem Berichte, damit Ihr unsere Ungeduld befriedigt!

Adem. Der Plan des Herzogs reifte zur Ausführung, und er beschloß seine Unternehmung damit zu beginnen, daß er Euch, gnädige Frau Herzogin, verhaften wollte. Bekannt mit der Zärtlichkeit unsers gnädigen Herrn gegen Euch, hielt er dieses für das wirksamste Mittel, seine Absicht zu erreichen. Vergebens erinnerte ich ihn an die Forderung der kindli-

chen Pflicht, vergebens suchte ich ihm, als diese Vorstellungen nichts fruchten wollten, zu beweisen, daß er auf diese Art seinen Entzweck, statt ihn zu erreichen, genau verfehlen würde, indem ich ihn an die Menge der Feinde erinnerte, die er hierdurch wider sich reizen würde, besonders an den Pabst. „Ich lache seines Bannblitzes — antwortete mir der Herzog — weil mein Gewissen mich der Pflichten gegen diejenige, die mich gebahr, für entbunden erkennt. Vergißt sie, daß sie meine Mutter ist, und will mir entziehen, was mir gehört, um es ihrem Schooßkinde zuzuwenden, so kann auch ich vergessen, daß ich ihr Sohn bin.“ — Ich wiederholte meine Versuche, den Herzog zurückzuführen von seinem Irrwege, fand aber bey keinem bessern Erfolg, als bey dem ersten. Schon war ich im Begrif, seine Partie zu verlassen, denn ich begann jetzt in dem, den meine Täuschung zuvor als einen unschuldig gekränkten erblickte, den frevelnden Sohn zu sehen, allein der Gedanke: daß ich ohne Zweifel Gelegenheit finden würde, Euch, gnädige Frau nützlich zu werden, wenn ich der Parthey, für die ich mich einmal erklärt hatte, dem Scheine nach getreu blieb, hielt mich zurück, dem Einfalle gemäß zu handeln, der mich durchflog.

Theod. Täuschung leitete Euch zum zweytenmale auf einen falschen Weg! Hättet Ihr, eingedenk der Treue gegen Euren Lehnsherrn und der Pflichten gegen Eure Mitbürger, meinem Gemahle das Vorhaben seines Sohnes entdeckt; so würdet Ihr von mir und meinen Töchtern die Leiden gewendet haben, die uns seit der Abwesenheit meines Gemahls mit Kummer belasteten, und unschuldig vergossenes Bürgerblut rauchte nicht zur Rache empor.

Adem. Würde ich, einzelner Mann, im Gange der neuesten Begebenheiten nur das Geringste haben verändern können, da es dem Herzoge, auch ohne mich, nicht an Macht gemangelt haben könnte, das nämliche zu vollbringen, wovon Euer Schmerz und der Tod manches wackern Bürgers die Folgen waren?

Theod. Ich versprach Euch, nicht mit Euch zu rechten, und will mein Versprechen halten.

Adem. Ich fühle den Vorwurf meiner gnädigen Frau, aber nicht Worte, sondern Handlungen sollen mich rechtfertigen. Voll des Bestrebens, Euch nützlich werden zu können, erleichterte Diensteifer mir den Zwang, den es mich kostete, mich gegen den Herzog zu stellen, als ob die Gründe, die er für seine Absichten wider Euch angab, mich von der Gerechtigkeit

derselben überzeugt hätten, welches mir auch so vollkommen gelang, daß er mir das Geschäft auftrug, Euch, gnädige Frau, nach Ungarn zu führen, wo ihr unter der Gewahrsam des Königs Andreas bleiben solltet.

Theod. Und Andreas wollte mich wirklich einkerkern?

Adem. Ohne von ihm ein solches Versprechen bestimmt erhalten zu haben, schmeichelte es sich der Herzog, weil ihm der König von Ungarn die Versicherung gegeben hatte: ihm zur Ausführung seines Plans auf alle Weise beförderlich zu seyn. Schon befinden sich bey dem Heere des Herzogs einige Hülfsvölker des Königs, deren Zahl, nach der Versicherung desselben vermehrt werden soll, so bald es das Beste des Herzogs verlangt, doch nun wird dies, wie ich hoffe, nicht geschehen; und Ihr, gnädige Frau vergönnt mir hinzu zu setzen: daß diese Veränderung zum Theil mein Werk ist. König Andreas wird keinen Krieg beginnen von welchem er sich wenig Vortheil zu versprechen hat; und meinem Wunsche gemäß ist es mir gelungen, das Heer des Herzogs Heinrichs so beträchtlich zu vermindern, daß es Andreas kaum durch die Verbindung mit seiner ganzen Macht stark genug machen könnte, um sich den treuen Oestereichern, welche die Liebe für ihren glorrei-

chen Fürsten bald vereinigen wird, mit Hofnung des Sieges entgegen stellen zu können.

Marg. O Ritter, warum verließet ihr die Zahl dieser wackern Männer!

Adem. Könnte etwas die Reue, daß ich mich so weit vergaß, vermindern: so wäre es das Bewußtseyn: durch meine Rückkehr mehr zu nützen als meine Abweichung schadete. Gleich mir hatte sich falscher Eifer für das gekränkte Recht des Herzogs vieler Edeln bemächtigt, die ihm willig ihre Hülfe boten; aber der Frevel, den er sich gegen Euch, gnädige Frau Herzogin, erlaubte, erweckte sie aus dem Taumel, und öfnete meinen Aufforderungen: wieder zu kehren zu der verlassenen Pflicht getreuer Lehnsmänner, den Eingang. Alle, die Ihr hier mit ihren Reisigen und Knechten rings um Euch seht, schworen mir in der Stille: ihrem Landesfürsten und Euch treu und gewärtig zu seyn; und unter dem Vorwande: daß uns vielleicht ein zum Entsatze aus Wien gesendetes Heer ereilen möchte; glückte es mir, den Herzog dahin zu vermögen, daß er mir allein überließ, die Stärke Eurer Begleitung zu bestimmen, wodurch ich Gelegenheit erhielt, diese mächtige Schaar treuer Oestereicher aus Hainburg zu führen. Zuletzt, gnädige Frau, wisset noch, daß mein Bruder, wenn er den Versicherungen meiner neu be-

lebten Treue nicht mißtraut, schon auf dem Wege seyn wird, ein wohlgerüstetes Heer mit uns zu vereinigen, welches denn vor Hainburg ziehen könnte, indessen Ihr, gnädige Frau, den Weg nach Wien mit einer kleinen selbstgewählten Begleitung fortsetztet.

Theod. Seht, Ritter, es fängt schon an dunkel zu werden; können wir dies Gehölz noch nicht verlassen, und den Weg betreten, den Ihr uns sicher zu führen versprecht?

Adem. Besser, gnädige Frau, wir weilen noch so lange, bis die Hülle der Finsterniß uns den Blicken der Thurmwächter zu Hainburg verbirgt, als daß wir der Gefahr, entdeckt zu werden; entgegen gehen, weil wir dann, bey dem glücklichsten Erfolge unsern Weg mit Blute würden beflecken müssen, vergossen im Gefecht mit der Besatzung in Hainburg. Erlaubt mir, die Zeit bis zum Uebergange des angebrochenen Dunkels zur finstern Nacht, zur Entfernung eines Argwohns zu benutzen, der in Euch wider den Marschall von Oesterreich vielleicht blos deshalb könnte rege seyn, weil er mein Bruder ist. Der Bote, den Ihr nach Wien mit einem Schreiben an ihn sendetet, wurde nicht fern von der Residenz von einigen Ergebenen des Herzogs gefangen. Am fünften Tage der Belagerung brachten sie ihn in das Lager vor

Hainburg, um uns durch erpreßte Aussage von der innern Beschaffenheit der Vestung zu nützen. Zum Glück fiel mir Euer Schreiben in die Hände, das ich durch einen geheimen Boten an meinen Bruder schickte, begleitet von einem Briefe, in welchem ich ihm versicherte, daß sich sogleich bey seiner Ankunft ein Theil unter dem Heere der Belagerer unter meiner Anführung mit ihm vereinigen würde; denn schon damals hatte ich einen Theil derer, die mich jetzt begleitet haben, zurückgeführt zur schuldigen Lehnstreue. Vollendet wurde mein Werk heut, da sie bestätigt sahen, was ich ihnen von den Absichten des Herzogs wider seine erlauchte Mutter gesagt hatte. Voll Hofnung: daß mein Bruder den Versicherungen meiner Treue trauen, und wenigstens mit einer Schaar erlesener Krieger herbey eilen würde, wenn es ihm auch nicht so schnell möglich seyn sollte, ein großes Heer zu sammeln, wendete ich alles an, den schon längst beschlossenen Sturm auf Euer Schloß zu verhindern, um wo möglich Eurer Ruhe und des Blutes Eurer Getreuen zu schonen. Heut vermogte alle meine Mühe nicht länger zu verzögern, wovon ich den Herzog bis jetzt zurückgehalten hatte; mein Abrath schien ihm meine Treue verdächtig zu machen, daher mir nun zu Eurer Rettung kein anderes Mittel übrig blieb als Hainburgs Bestürmung.

Ich war bey diesem blutigen Unternehmen einer der Ersten und Thätigsten; und Gott und seinen Heiligen sey gedankt, daß meine Absicht gelungen ist!

Theodore und ihre Töchter wurden irre in dem Ritter Ademar. Er sprach mit der Wärme eines treuen und aufrichtigen Dieners, aber es war so viel zweydeutiges in dem, was er sagte, daß unsere Damen weniger Zutrauen als Argwohn gegen ihn fühlten. Sie dankten ihm für den geleisteten wichtigen Dienst, allein die Blicke, mit welchen sie dieses thaten, bewiesen nur allzudeutlich, daß sie Ademars Dienst noch nicht vollendet glaubten, unter dem Scheine desselben vielleicht sogar Verrätherey fürchteten.

In Hofnung des Gegentheils wurde diese Furcht verwandelt, als die Nacht hereinbrach, und Ademar den Seinigen nun Befehl gab, den von ihm bezeichneten Weg anzutreten; doch folgte der Hofnung dann erst Zuversicht, da sich die zweifelnden Damen von ihren Begleitern Hainburg sicher vorbeygeführt und mit dem anbrechenden Morgen schon weit genug davon entfernt sahen, um keinen Ueberfall von der Besatzung fürchten zu müssen. So wie das Schloß

aus ihren Blicken verschwunden war, hoften sie auch selbst den Augen der Thurmwächter in Hainburg entronnen zu seyn, und wärmer wurde nun ihr Dank gegen ihren Freund.

Wir wissen nicht, ob noch ein Theil ihres Mißtrauens zurückgeblieben war, oder ob nur Eil, das Ziel ihrer Reise zu erreichen, sie verhinderte, Ademars Einladung anzunehmen, und auf einer Burg desselben, welcher sie um die Zeit des Mittags vorüber zogen, ein Mahl zu halten; genug, wie nöthig sie auch der Erholung bedurften, nicht sowohl durch die Ermüdung der Reise verursacht, als von den Beschwerden, die sie schon seit mehreren Tagen erduldet hatten: so zogen sie doch der Rast und einer köstlichen Mahlzeit auf Ademars Burg die einfachen Speisen vor, die ihnen Ademar und seine rings um sie her gelagerten Krieger von dem aus Heinrichs Lager mitgenommenen Vorrathe bieten konnten.

Eben war das kärgliche Mahl beendigt, als Ademar durch eine Feldwache, die er auf einen Hügel gestellt hatte, die Gegend umher zu überschauen, benachrichtiget wurde, daß sich ihnen von Wien her ein Heer nähere.

So wird ohne Zweifel mein Wunsch erfüllt — rief Ademar gegen die Herzogin aus — denn wer sonst könnte dies heranziehende Heer

führen, als mein Bruder, oder vielleicht unser gnädiger Herr selbst?

Das nahende Heer schneller zu erreichen, eilten ihm unsere Flüchtlinge entgegen. Es war der Marschall von Küntingen, welcher, so bald er von seinem Bruder erfuhr, daß sich die Herzogin mit ihren Töchtern in dem Wagen befände, den er vor sich sahe, hin zu diesem eilte, und sich bey der Herzogin entschuldigte, daß er erst den Tag zuvor Wien hätte verlassen können.

Ohne ein zahlreiches Heer — setzte er hinzu — schien mir dieses gefährlich, denn ob mich schon mein Herz aufforderte, den Versicherungen meines Bruders zu glauben; so befahl mir doch Klugheit und Pflicht der Treue gegen Euch, zu bezweifeln, was meine brüderliche Liebe so gern glaubte.

Ihr habt keine Entschuldigung nöthig, Herr Marschall — antwortete Theodore — Verhängniß und zusammentreffende Umstände machten es Euch unmöglich, anders zu handeln.

Diesen Kuß — umarmte der Marschall hierauf den Ritter Ademar — nehme ich von meinem Bruder zum Siegel seiner Rückkehr zur Pflicht; das Schwerd fordere ich aber von dem Empörer Ademar von Küntingen, und ohne Weigerung hoffe ich, wird er sich von meinen Dienern in die Haft führen lassen, bis un-

ser gnädiger Herr heimkehrt, und über ihn richtet.

Auf den Wink des Marschalls wurde jetzt Ademar von einigen Gewafneten umringt, an ihm zu vollbringen, was der Marschall ihm angekündiget hatte. Stumm übergab ihnen Ademar sein Schwerd, laut sprachen aber seine Blicke, die von Theodoren Mitleid flehten, indem sie zugleich des Marschalls Bruderliebe in Bewegung zu setzen suchten.

Gemach, Herr Marschall — rief Theodore — der Mann, der die Rückkehr von seiner Verirrung mit meiner Befreyung begann, darf nicht im Kerker schmachten!

Will ihm der Herzog, mein gnädiger Herr, die verdiente Strafe für seinen Frevel erlassen — erwiederte der Marschall — so wird der wärmste Dank für diese Gnade ewig in meinem Busen glühen; ich selbst darf mein Ohr dem Aufrufe strenger Gerechtigkeit nicht entziehen, damit mir nicht der Vorwurf werde: Bruderliebe hätte ihre Stimme übertönt; ob ich schon nicht fürchte, daß dieser Vorwurf von Euch, gnädige Frau, und Eurem Herrn und Gemahl mich treffen würde.

Lange mußte Theodore, verbunden mit Margarethen, den Marschall bestürmen, ehe er seinem Bruder die entzogene Freiheit wieder gab,

Nur die wiederholte Versicherung: daß sie sein Betragen gegen ihren Gemahl rechtfertigen wollte, wenn er ihm nicht ohnehin schon seinen Beyfall gäbe; konnte ihn endlich bewegen, ihrem Verlangen nachzugeben.

Ich weis, gnädige Frau — sprach jetzt der Marschall zu der Herzogin — daß Mißtrauen Eurer großen Seele fremd ist; und die Bitte: unter den wackern Männern, an deren Spitze ich mich befinde, diejenigen auszuwählen, die Euch nach Wien geleiten sollen; ist nicht eine Folge der Ahndung von der Gegenwart desselben, sondern nur eine Wirkung der Vermuthung, daß es Euch angenehmer seyn wird, Euch von Männern begleitet zu sehen, die, durch die Blicke auf sie, die Erinnerung an die Schrecknisse der letzten Tage nicht noch lebhafter machen.

Habt Dank, Herr Marschall, für diese Vorsicht — antwortete Theodore — Graf Kuno von Peilstein, und die seinem Panniere folgen, mögen mich nach Wien geleiten, doch wünschte ich auch den Ritter Ademar, Euren Bruder, unter meinem Gefolge zu sehen, wo er so lange verweilen wird, bis nicht nur Herr Heinrich von Künringen, sondern auch der Marschall von Oesterreich völlig wieder mit ihm versöhnt ist.

Es sey Euch unverhohlen, gnädige Frau — erwiederte der Marschall — daß ich mein Herz dem abgefallenen Bruder nicht eher mit voriger Liebe wieder werde öfnen können, bis unser Herr, der Herzog, ihm vergeben, und er selbst durch ausdaurende Prüfung bewiesen hat, daß ächte Lehnstreue wiedergekehrt ist in den Busen, aus welchem sie auf einige Zeit entwich. Empfangt noch meinen feurigsten Dank, daß Ihr mich, durch Ademars Trennung von mir, vor dem Zwiste schützt, der uns vielleicht verunreinigen könnte.

Begleitet von dem Grafen Kuno von Pellstein und seinen Reisigen setzten jezt Theodore und ihre Töchter den Weg nach Wien fort, unterdessen die andern nach Hainburg zogen. Von allen, die gestern aus dieser Veste geflohen waren, folgte nur Ademar der Herzogin, welche jezt alles Mißtrauen gegen ihn verließ, so wie sich der Verdacht von ihr entfernte, der sie zuvor wider den Marschall eingenommen hatte. Zuweilen durchflog sie zwar ein eilender Gedanke: daß vielleicht dem Marschalle so wenig als seinem Bruder zu trauen wäre: aber ein Rückblick auf das Betragen des erstern gegen Ademar und die Art, wie sich dieser gegen ihn benahm, schlug jenen Gedanken jederzeit bald danieder.

Alles, was Ademar that, zeugte von der lebhaftesten Treue und von dem Bestreben, das verschuldete Unrecht vergessen zu machen, und wo möglich zu vergüten.

Damit Ihr, liebe Leser! die Handlungen Ademars und seines Bruders richtiger durchschauen könnt, als es Theodore vermogte, glauben wir Euch ein Schreiben des Erstern an den Letztern mittheilen zu müssen.

„Statt freudiger Nachrichten, mein Bruder — schrieb Heinrich von Künringen, — muß ich Dir eine Trauerpost melden. Unser mühsam erdachter Plan ist vereitelt, und wir werden all unsere Klugheit nöthig haben, wenn wir nicht jede Hofnung verlieren wollen: zu einer andern Zeit zu vollbringen, was wir uns jetzt vergebens schmeichelten.

Ach! wir träumten so schön, unser Traum schien der Wahrheit so nahe, und alles gelang uns so wohl, daß die lebhafteste Hofnung, unser Ziel zu erreichen in unsren Herzen Raum gewinnen mußte. Niemand ahndete, daß ich an allem, was Du in Absicht Heinrichs thatest, Theil nahm; Heinrich selbst argwohnte nicht, daß Du seine Parthey nur deshalb verstärkt hattest, um für den Vortheil deines Haußes, nicht

für ihn zu kämpfen, und kein Mensch wußte, daß wir selbst unter denen Vertraute hatten, welche der Herzog und seine Gemahlin für ihre getreusten Diener hielten. Doch wozu diese Klagen, die sich Dir wahrscheinlich so wohl darbieten werden als mir! Ich wollte Dir ja nur eine fürchterliche Neuigkeit berichten.

Die Hofnung, unsern Plan durchzusetzen, ehe Leopold aus Welschland zurückkommen könnte, ist auf eine Art vernichtet worden, wie wir nicht vermutheten. Verona, vereinigt mit den andern Städten des lombardischen Bundes, hat denen zum Reichstage nach Cremona berufenen Fürsten den Weg versperrt, daher sich alle samt unserm Herzoge und dem römischen Könige noch in Tirol befinden von wannen Leopold schon im Anzuge ist. Zum Unglück ist der erste Eilbote, den ich zu ihm sendete, und den auf dem Wege einer unserer vertrauten Helfer der Mühe der weitern Reise überheben sollte, wider unsere Erwartung zu dem Herzoge gekommen, denn der feige Bube hat ihn für die beträchtliche Summe, die wir ihm bezahlten, nur so leicht verwundet, daß er seine Reise beendigen konnte, ohne sich auf dem Wege nur eine Stunde zu verhalten. Begleitet von einer Schaar tirolischer Hülfsvölker nähert sich Leopold dem Lande so schnell, daß uns keine Wahl übrig bleibt,

als unser angefangenes Gebäude selbst niederzu-reißen, oder uns unter den Trümmern desselben begraben zu lassen, wenn wir so lange warten, bis Leopold es zerstört.

Daß Du, der sichtbare Theilnehmer an Heinrichs Empörung, mehr zu befürchten hast als ich, wirst du ohne meine Erinnerung ermessen, doch sind auch die Gefahren welche Dich bedrohen, durch List und Klugheit sonder große Mühe zu entfernen. Von Heinrichen erwählt, die Herzogin nach Ungarn zu führen, wird es Dir nicht schwer werden, Dir bey ihr nicht nur Verzeihung, sondern auch Dank zu verdienen; und den Verdacht, den sie wahrscheinlich gegen mich hegt, wirst Du leicht entfernen können, wenn Du ihr sagst, daß der Bote, welchen sie mit einem Schreiben, wovon Du hier die Abschrift findest, an mich sendete, von den Curigen wäre gefangen worden.

Eil erlaubt mir nicht, Dir einen Rath zu geben, wie Du alles zu einer wahrscheinlichen Erfindung verweben kannst, doch Deine Erfindungskraft bedarf auch eines solchen Rathes nicht. Handle nur weislich, und, damit wir uns nicht durch verschiedne Reden verrathen, so theile Deine Erfindung fein zeitig mit

Deinem Bruder.

Die-

Dieses Schreiben erhielt Ademar den Tag vor der Eroberung Hainburgs. Von dem Ueberbringer desselben erfuhr er, daß sein Bruder, dem Befehle des Herzogs Leopolds gemäß, an der Spitze eines mächtigen Heers von Wien ausziehen würde, dem Fortgange der Empörung vor Leopolds Rückkehr so viel als möglich zu steuern. Ademar gab dennoch nicht alle Hoffnung auf, das Ziel seiner Wünsche zu erringen, weil er sich der Hülfe des Königs von Ungarn tröstete.

An diesen hatte Heinrich einen Eilboten abgesandt, dessen Rückkehr er noch erwartete; und nach der Antwort, die er von dem Könige zurückbringen würde, beschloß Ademar seine Handlungsweise zu formen. Erst auf dem Wege, den er mit der Herzogin von Hainburg nach Ungarn nahm, begegnete ihm der erwartete Bote; die Versprechungen, die er von dem Könige von Ungarn brachte, schienen aber dem Ritter zu unsicher, um in ihnen Veranlassung zu finden, dem Rathe seines Bruders zuwider zu handeln. Er meldete daher diesem ohne Verzug, was er zu thun beschlossen hätte, und handelte dann, wie wir unsern Lesern bereits erzählt haben.

Einen Tag später, als seine Gemahlin, traf Leopold in Wien ein, riß sich aber bald wieder aus ihren Armen los, um nach dem Heere hinzueilen, mit welchem sein Marschall die Belagerung Hamburgs schon angefangen hatte.

Empfindlich hatte Heinrich seinen gütigen Vater beleidigt, der ihm aber dennoch die Hand zur Versöhnung bot. Heinrich weigerte sich, das Schwerd unter andern Bedingungen wegzulegen, als diejenigen waren, die er, gleich bey dem Anfange seiner Empörung, Theodoren vorschrieb. Vertrauen auf die Hülfe des Königs von Ungarn machte ihn stolz; und wirklich hatte auch Andreas seinem Versprechen mehr gemäß gehandelt, als Ademar argwohnte, und durch eine Schaar Hülfsvölker den Verlust ersetzt, den Heinrich durch den Abfall des mächtigen Künringen litt.

Der glückliche Anfang der Unternehmungen Heinrichs ließ den König von Ungarn einen gleichen Fortgang hoffen, weshalb er ihm nicht nur einige Hülfsvölker sendete, sondern auch versprach, ihm bald die ganze Macht seines Reiches selbst zuzuführen. Er änderte aber seinen Vorsatz, sobald er erfuhr, daß Ademar von Künringen von seinem Verbundenen abgefallen

war, und mit welchem mächtigen Heere Leopold wider seinen Sohn im Felde stand.

Als die ungarischen Hülfsvölker in Hainburg angekommen waren, hatte Heinrich schon Ademars Untreu erforscht, sie aber sorgfältig den Ankömmlingen verborgen, um sie nicht muthlos zu machen, und sich selbst die Hofnung zu rauben, die er auf ihre Gegenwart gründete. Dieser Betrug mußte den getäuschten Ungarn freilich bald kund werden, welches sie zur Unzufriedenheit gegen einen Fürsten veranlasse, von dessen eigener Macht sich so wenig erwarten ließ. Sie murrten laut, klagten über Verrätherey, und zwangen den über sein Mißgeschick unzufriednen Prinzen, sich und seine Veste seinem Vater früher zu ergeben, als dieser selbst sich schmeichelte, weil er nicht wußte, daß der größte Theil der Besatzung aus unzufriedenen Ungarn bestand.

Gefangen sendete Leopold seinen aufrührischen Sohn nach Wien, er selbst verweilte noch einige Zeit an der ungarischen Gränze, wo er sich mit dem Könige Andreas unterredete. Andreas versicherte, daß sich einige seines Volks ohne sein Wissen als Freiwillige unter Heinrichs Heere aufgehalten hätten; Leopold stellte sich, dieses Vorgeben als Wahrheit zu erkennen, weil

er wünschte, mit dem Könige von Ungarn in Friede leben zu können; und Sorgfalt für seine Ehre sich diesem Wunsche entgegen stellte, wenn er nicht Unwissenheit der Unterstützung heuchelte, die sein Sohn von dem König Andreas erhalten hatte.

Nicht minder lebhaft als den Herzog Leopold beschäftigte den König Andreas der Wunsch, mit seinem Nachbar Friede zu haben. Beyde Fürsten wollten ihr herannahendes Alter in Ruhe verleben; gaben sich gegenseitig ihre guten Gesinnungen kund, näherten sich einander immer mehr; und beschlossen endlich, ihre Freundschaft mit einer Verbindung durch Heyrath zu besiegeln.

Andreas eigne Töchter waren schon vermählt oder verlobt, an seinem Hofe lebte aber eine griechische Prinzessin, die er väterlich liebte, und um welche Leopold für seinen jüngern Sohn zu werben beschloß. Dies war Sophie, die Tochter Theodore Laskaris, welche aus Liebe für ihre ältere Schwester, der Gemahlin Belas, des ältesten Sohnes des Königs Andreas, den Hof ihres Vaters mit dem Aufenthalte in Ungarn vertauschte. Sie und ihre Schwester erwarben sich bald die Gunst des Königs von Ungarn in hohem Grade, daher Leopold den Frieden mit ihm fest gegründet glaubte, wenn So-

phie Friedrichs Gemahlin würde. Ohne Zögern erklärte sich Andreas seinen Absichten gemäß, beyde Fürsten vollendeten die Eheberedung, worauf Leopold in seine Residenz zurückkehrte.

Er fand hier ausser seinem Schwiegersohne, dem römischen Könige, mehrere sächsische Fürsten, die den Heimweg in ihr Land über Oesterreich nahmen. Sechs Wochen lang hatten sie zu Trident geharrt, ob es ihnen gelingen würde, sich durch das Heer der verbundenen lombardischen Städte nach Cremona zu schleichen, sahen sich aber endlich genöthigt, Trident zu verlassen, weil sie durch die Wachsamkeit der verbundenen Lombarden verhindert wurden, im Verborgenen nach Cremona zu gehen und ihnen die wenige Begleitung, die sie aus Deutschland mitgebracht hatten, keine Hofnung erlaubte, sich mit den Waffen in der Hand einen Weg bahnen zu können.

Der Gegenwart dieser erlauchten Gäste zu Ehren stellte Leopold mancherley Feste an, die allen Anwesenden den Aufenthalt in Wien angenehm machten. Leopold selbst nahm wenig Theil an der allgemeinen Freude; mitten unter dem Geräusche derselben gab die Erinnerung an seinen aufrührischen Sohn seiner natürlichen Liebe schmerzliche Beschäftigung, und rief ihn bald

zurück zum Kummer, wenn er diesen auch zuweilen auf einige Augenblicke vergessen, und der Freude gehuldigt hatte.

Gleich jedem Vater schmeichelte sich der Herzog von Oesterreich unablässig mit der Besserung seines mißrathenen Sohnes, so wenig ihn auch Heinrich bisher zu dieser Hofnung berechtigt hatte. Mehr als jemals wurde sie jetzt in ihm rege, als der Kastellan des Schlosses, in welchem Heinrich verwahrt wurde, ihm wiederholt die Versicherung gab, daß sein Gefangener neben der lebhaftesten Reue auch den feurigsten Vorsatz künftiger Besserung äusserte. In der Lage, in welcher sich Heinrich sahe, waren freilich solche Aeusserungen äusserst zweydeutig, weil sie eben sowohl von Nothwendigkeit abgedrungene Verstellung seyn konnten, als Aeusserungen wahrer Gefühle. Die Art, wie sich Heinrich bisher gegen seinen Vater betragen hatte, gab ohne Zweifel der ersten Vermuthung grössere Wahrscheinlichkeit, dennoch erklärte sich Leopolds Milde für die letztere, weil sie seinen Wünschen zusagte. Voll freudiger Hofnung, und um sich selbst zu überzeugen, eilte er in das Gefängniß seines Sohnes, der sich ihm weinend entgegen stürzte, und durch seine Thränen und sein Flehen um Vergebung das weiche Herz des gütigen Vaters zu vielleicht allzugroßer Nachsicht

schmolz. Leopold verzieh seinem Sohne, glaubte aber doch, ihm zur Besserung einen Bewegungsgrund nennen zu müssen, der bey ihm vielleicht von größerer Wirksamkeit seyn könnte, als die Erinnerung an seine Pflicht und an den Beyfall des Gewissens.

Noch war es nie mein Wille — schloß Leopold eine Rede an seinen Sohn, in welcher er ihn mit Wärme und Liebe zur Besserung beschwor — Deinem jüngern Bruder zu geben, was Du, der Erstgeborne, fordern kannst, wenn Du Dich nicht selbst herabwirfst von der erhabenen Stufe, auf welche Deine Geburt Dich erhob, und durch niedrige Handlungen und Unthaten den Namen eines Fürsten schändest. Wäre es aber möglich, daß nur Kunst diese reuevollen Thränen Dir abpreßte um Deinen liebevollen Vater zu hintergehen; sollte die gelobte Besserung nicht auch das eifrigste Bestreben Deiner künftigen Tage seyn? so wisse, daß Liebe für die Tausende, gegen welche Pflicht mir nicht weniger gebeut, Vater zu seyn, als gegen Dich, mich wird vergessen lassen, daß Du aus meinem Blute entsprossest. Dann soll geschehen, was verläumderische Unruhstifter Dir bisher ohne Grund vorbildeten.

Daß Heinrich alles gelobte; daß seine Blicke, so wie seine Worte, Reue und Zerknirschung

ausdrückten, bedarf wohl keiner Erinnerung, ob er aber sein Gelübde erfüllte — dies, lieber Leser! wird sich Dir aus der Folge dieser Geschichte kund geben.

Margarethe war ihrer Entbindung nahe; und so oft sie sich derselben erinnerte, so oft schloß sich auch an diesen Gedanken der Wunsch: sie in Wien erwarten zu können, um des Raths und Unterstützung ihrer Mutter hierbey zu genießen. Sie äusserte diesen Wunsch gegen ihren Gemahl, dessen Zärtlichkeit durch die Trennung von ihr nicht die kleinste Verminderung gelitten hatte, aber eben diese Stärke derselben stellte sich dem Wunsche Margarethens in den Weg.

Unmöglich, meine Theure — antwortete ihr Heinrich — kann ich mich jetzt von Dir trennen, denn bange Besorgnisse würden aus meinem Busen die Ruhe, den Schlaf von meinem Lager rauben, wenn ich nicht, so oft sie mich quälten, hin zu Dir eilen, und mich überzeugen könnte, daß es uns erlaubt ist, dem frohen aber auch zugleich beunruhigenden Augenblicke, wo Du, meine Geliebte, mir ein Pfand Deiner Liebe schenken wirst, ohne furchtvolles Zagen entgegen zu sehen.

Trennen — erwiederte Margarethe, und schlang sich fester um ihren Gemahl — O mein Heinrich, kaum mir widergegeben, beunruhigt mich schon ein solcher Gedanke, der nie mein Wunsch seyn kann! Nein, an Deiner Seite sehne ich mich bey meiner Mutter zu leben!

Mein Wunsch trift mit dem Deinigen zusammen — fuhr Heinrich fort — aber wird unsere Mutter auch mit uns reisen können?

Unmöglich — seufzte Margarethe — Die Erschütterungen, die sie vor einigen Wochen litt, griffen ihre Gesundheit so heftig an, daß eine Reise sie vielleicht ganz zerrütten könnte. Aber warum will mein Gemahl nicht länger in Wien verweilen?

Wie gern — entgegnete Heinrich — freute ich mich noch länger des Lebens unter so guten Menschen, wie ich sie hier schätze, aber die Pflichten des Sohnes und des römischen Königs rufen mich nach Cölln; kann ich die Befolgung ihres Rufes noch drey lange Monden verzögern?

Nein, mein Gemahl — entschloß sich Margarethe — das sollt Ihr nicht. Mit der Hofnung: daß vollkommene Genesung meiner Mutter erlauben wird, uns nachzufolgen, wollen wir Wien verlassen, sobald es Euch gefällt.

Dieses geschah nach zwey Tagen, unerfüllt blieb aber die Hofnung Margarethens, denn Leopolds Aerzte erklärten Theodoren eine Reise nach Kölln für zu gefährlich, als daß seine Liebe sich hätte entschließen können, sie von sich zu lassen ob er schon selbst wünschte, daß sie Margarethen mögte rathen und pflegen können. Lebhafter würde dieser Wunsch bey ihm und bey Theodoren gewesen seyn, wenn nicht immer die günstigsten Nachrichten von der römischen Königin nach Wien gekommen wären welchen nach zwey Monaten die frohe Botschaft von ihrer Entbindung von einem lieblichen Knäbchen folgte Der Neugeborne erhielt den Namen seines erhabnen Großvaters, von welchem man in seinen Zügen auffallende Aehnlichkeit bemerken wollte.

Freude über ihr Söhnlein mäßigte den Schmerz Margarethens, den ihr der König, bald nach Friedrichs Geburt, durch eine Abweichung von dem erneueten Gelübde seiner Treue machte.

Wir wollen Dir, lieber Leser! diese Verirrung Heinrichs, so wie alle folgende, nicht so weitläuftig erzählen, als die erste, weil jede derselben im Allgemeinen der andern glich. Leichtsinn und Sinnlichkeit rissen den jungen König

hin — Margarethe bediente sich immer der Behandlungsart gegen ihm, die sich ihr bey dem ersten Versuche durch glücklichen Erfolg als die beste empfohlen hatte; verschloß ihren Gram in ihren Busen, oder theilte ihn mit Sophien von Prunn; machte ihrem Gemahle keine Vorwürfe über die Kränkung, die sie von ihm erdulden mußte; und führte ihn immer durch Sanftheit und Liebe zurück in ihre Arme.

So verflossen ihr seit Friedrichs Geburt fünf Jahre in steter Abwechselung der Freuden, der Liebe und Ehe und der Leiden, denen sie zur Beute wurde, weil in Heinrichs Busen nicht gleich feurige Liebe glühete, wie in dem ihrigen; weil ihn nicht so unwandelbare Treue erfüllte, als seine zärtliche Gattin.

Um also Dir, theurer Leser! in der Erzählung von den Trennungen unseres Paares und den Wiedervereinigungen desselben nicht Schilderungen liefern zu müssen, die sich wenigstens in den Hauptzügen glichen, obschon keine dieser Begebenheiten der andern in allen Nebenumständen ähnlich war, sey es uns erlaubt, über diesen Zeitraum flüchtig hinweg zu eilen, und das Bemerkenswerthe während der Dauer desselben auf wenig Blätter zusammen zu drängen. Reicher Stoff, Dich auf längere Zeit zu unterhalten, böte sich uns wohl dar, wenn wir Dir

die Begebenheiten Leopolds und seiner beyden Söhne erzählen wollten, allein dies würde uns zu weit von Margarethen entfernen, in deren Geschichte wenn sie nicht die Grenzen überschreiten soll, die wir uns zu derselben vorzeichneten, von den Begegnissen ihrer Lieben nur das erwähnt werden kann, was auf ihre eigne Schicksale wirkte, oder woran sie selbst Theil nahmen.

König Heinrich liebte rauschende Vergnügen; und der Gewohnheit gemäß: was uns gefällt, auch Andern für werth zu achten; feierte er gewöhnlich solche Feste, wenn auf die Trennung von seiner Gemahlin Wiedervereinigung folgte.

Für Margarethen hatten sie wenig Reiz; glücklicher als in dem Gewühl der Menge, die Heinrich oft zu frohen Gelagen und Lustbarkeiten um sich her versammelte, fühlte sie sich, wenn ihr Heinrich mit einem Feuerkusse erneuerter Liebe sein Herz wiedergab, oder den kleinen Friedrich auf seinem Schooße wiegte, und mit inniger Vaterfreude auf Heinrichen, seinen zweyten Sohn, hinblickte, der indessen an der Brust seiner Mutter oder in ihren Armen lag.

Wenig Augenblicke, auf solche Art selig genossen, hatten für Margarethen größern Werth,

als die ausgesuchtesten Lustbarkeiten, die sich durch mehrere Tage an einander reiheten. Von ihnen hinweg sehnte sie sich wohl zuweilen zu ihren Söhnen, doch nahm sie auch Theil an diesen öffentlichen Freuden, um ihren Gemahl in dem Genusse derselben nicht zu stören, der ihn nur darum befriedigte, wenn seine geliebte Margarethe mit ihm gleich rege Freude äußerte.

Das glänzendste dieser Versöhnungsfeste feierte Heinrich in Aachen. Auf einem Reichstage, den er dahin ausgeschrieben hatte, und auf welchem nur wenige von den vornehmsten Reichsfürsten fehlten, ließ er Margarethen zur römischen Königin krönen; und die Entfernung von allem Stolze, die Margarethe im Purpur auf dem Königsthrone zeigte, zauberte die Aufmerksamkeit des größten Theiles der Anwesenden mehr an sich, als die Pracht, mit welcher Heinrich und Leopold diesen Ehrentag Margarethens festlicher machten.

Mehr um die Erwartung ihres Gemahls nicht zu täuschen, als aus eigner Empfindung, zeigte Margarethe große Freude über ihre Krönung, mit welcher ihr Heinrich ein überraschendes Entzücken zu machen gehoft hatte. Das Ueberraschende desselben war es auch beynahe allein, was für Margarethen Reiz hatte, denn sie war zu wenig Freundin von Prunk, und zu

frey vom Geizen nach eitler Ehre, um dem Vergnügen: vor der Versammlung der Reichsfürsten neben ihrem Gemahle auf dem königlichen Throne zu prangen, großen Werth beyzulegen. Hinweggerückt war Margarethe schon über die Jahre der frühern Jugend, die oft eine Krone den Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit wähnet; schon durch Leiden geprüft, wußte sie den Preis dieses Kleinods richtiger zu würdigen.

Sie hatte ihren Gemahl nach Aachen begleitet, ohne zu wissen, welcher ehrenvolle Prunk ihrer dort wartete; ja sie sahe selbst die Vorbereitungen zu dem Feste machen, von welchem sie die Königin seyn sollte, bevor ihr Heinrich etwas von seinem Vorhaben entdeckte. Dies geschah nur wenig Augenblicke zuvor, ehe er sich mit ihr in die Versammlung der Fürsten begab, wo sie der Erzbischof von Kölln mit einer schmeichelhaften Rede empfing, und dann ihr Haupt mit der Krone schmückte.

Angenehme Empfindungen regte Engelberts Rede, und der Ruhm, welcher der Königin von allen Versammelten erscholl, in Margarethens Busen auf, aber schon des andern Tages traten schmerzhafte an ihre Stelle. Heinrich beschäftigte sich mit einer der anwesenden jungen Fürstinnen so angelegentlich und ausschließend daß Margarethe Rückkehr solcher traurigen Tage

fürchtete, wie sie den Festen zu Aachen voran-gegangen waren. Heinrich blieb von der jungen Fürstin unerhört, und die Ruhe seiner Gemahlin auf eine Zeitlang unerschüttert.

Noch schneller als zu Aachen wurde Margarethens Freude, bey einer andern Festlichkeit, in Traurigkeit verwandelt.

Herzog Ludwig von Baiern hatte viele der vornehmsten deutschen Fürsten nach Straubingen geladen, einen fröhlichen Tag festlich mit ihm zu begehen. Er wollte seinen Sohn Otto lassen wehrhaft machen; eine feierliche Handlung, die bekanntlich in den Zeiten des Mittelalters unter die vornehmste Familienfeste gehörte. Von der Neigung zur Pracht und der Liebe für seinen Sohn gleich mächtig gereizt, verwendete Ludwig grosse Summen, den erlauchten Gästen, die sich bey ihm in Straubingen einfanden, Beyfall und freudiges Erstaunen abzulocken. Unter den Gegenwärtigen befanden sich auch König Heinrich mit seiner Gemahlin und Herzog Leopold von Oesterreich.

Turnier und Ringelrennen gehörten zwar zu den Festen der damaligen Zeit so wesentlich, als Opern und Maskenbälle zu den Feierlichkei-

ten unserer Tage, nie waren sie aber glänzender, als wenn ein Fürst sie zu Ehren des frohen Tages anstellte, wo er seinem Sohne das Schwerd umgürten ließ. Man mußte ja dem neuen Ritter Gelegenheit zu dem Beweise geben, daß er es würdig und geschickt zu gebrauchen verstand.

Auch Herzog Ludwig ließ vor Straubingen ein Turnier legen, und freute sich der großen Anzahl Fürsten, Grafen und berühmter Ritter, die als Theilnehmer an demselben in der Herberge zu Straubingen einzogen, nicht weniger, als diese der köstlichen Preise, die Ludwig gesetzt, und der treflichen Anstalten, die er getroffen hatte.

Herzog Leopold brach noch gern eine Lanze sowohl zu Schimpf als Ernst, auch konnte er sich in allen Arten des Kampfes mit jedem Gegner kühnlich messen, und fand besonders an der Züchtigung ruhmrediger Prahler inniges Vergnügen; bange Besorgniß machte aber die Kenntniß dieser Liebhaberey Theodoren, so oft sie ihren Gemahl zu einem Turnier ausziehen sahe. Sie fürchtete die Gefahr derselben, und unterließ daher nie ihren Gemahl dringend zu bitten, daß er nicht mit Kämpfern, die auf ihre Stärke pochend, allen andern Hohn sprechen, einen Gang machen mögte, aber Herzog Leopold verließ

ließ sich auf die Stärke seines Arms, auf seine Geübtheit in der Kunst, die Waffen zu führen, und beyde, verbunden mit gutem Glücke, verließen ihn nie.

Noch niemals war Theodore so besorgt für ihn gewesen, als da er zum Turniere gen Straubingen zog; wirklich hatten auch diese Besorgnisse nicht ihren Grund in bloßer Ahndung oder weiblicher Furcht. Ungefähr seit einem Jahre waren verschiedene Versuche auf Leopolds Leben gemacht worden, deren nähere Erwähnung uns zu viel Raum kosten würde, daher nur so viel, daß des Herzogs günstiges Geschick ihn bis jetzt noch allen Gefahren glücklich entrückt hatte.

Theodorens Sorgfalt gab sich alle Mühe, künftigen Unfällen vorzubeugen, oder ihnen, wenn sie ihren Gemahl dennoch beträfen, entgegen zu arbeiten, und sie, so viel nur immer möglich, minder schädlich zu machen. Sie bestürmte ihn daher so lange mit Bitten, bis er ihr versprach, ausser den Mauern seiner Residenz nie ohne eine starke Begleitung seiner treuesten Diener zu erscheinen; und so bald sie ihn auf diese Art vor öffentlichen Anfällen zu schützen geglaubt hatte, bemühte sie sich, ihn auch vor geheimen Nachstellungen zu sichern, oder

ihn wenigstens vor den Folgen derselben zu bewahren.

Sie wich hinfort nicht von seiner Seite, bereitete grösstentheils selbst die Speisen, die er genoß, oder kostete sie wenigstens und credenzte ihm seinen Wein. Weil sie aber dennoch die Furcht: daß ihr geliebter Gemahl vielleicht bey aller ihrer Vorsicht Gift erhalten mögte, nicht ganz verließ, ließ sie sich durch die Vermittelung ihrer Verwandten aus Konstantinopel einen arabischen Arzt kommen, der, mit seltner Rechtschaffenheit, genaue Kenntniß der Gifte und die Kunst verband, ihren Wirkungen vorzubeugen, und die durch sie entstandene Uebel zu heilen.

Al-Omrah, — so hieß dieser Arzt — war Leopolds steter Begleiter, der ihn nach Theodorens Willen in Straubingen so wenig verlassen durfte, als sie selbst sich dieses erlaubte; und Al-Omrah, ob er sich gleich bisher nie mit den Waffen beschäftiget hatte, machte sich noch in seinem Alter mit dem Gebrauche derselben bekannt, damit er dem Herzoge als Knappe dienen, und in Gefechten und bey Turnieren nicht weniger ein Gefährte seyn könnte als außer denselben.

Bevor Herzog Leopold in die Schranken des Turnierhofes vor Straubingen ritt, wiederholte

Theodore noch einmal alle die Bitten, mit welchen sie ihn, seit ihrer Abreise aus Wien, zu bewegen gesucht hatte: nur mit bekannten Rittern, nicht mit fremden Abentheurern oder Waghälsen zu turniren. Leopold versprach, ihrem Wunsch gemäß zu handeln, doch fand sich Theodore durch dieses Versprechen nicht beruhigt, weil sie die Schwäche ihres Gemahls kannte, die ihn sein Versprechen gewöhnlich vergessen ließ, so bald sich ihm Gelegenheit zeigte, einen Prahler zu demüthigen, und sich hierdurch in den Ruhm des besten Kämpfers, den er schon längst errungen hatte, zu behaupten.

Noch nicht lange hatte das Turnier begonnen, und Leopold legte eben seine Glehne an, mit dem Herzog von Brabant einen Gang zu machen, als ein unbekannter Ritter vor den Schranken erschien, und Einlaß begehrte. Er hatte den Tag zuvor nicht zur Schau auftragen lassen, wollte auch jetzt dem Grieswärtel seinen Namen nicht sagen, weil ein Gelübde ihn hinderte, dies vor beendigtem Kampfe zu thun. Dann versprach er ihn zu nennen, und versicherte zugleich: daß er die Streiche der Grieswärtel willig dulden würde, wenn sich beym Ausreiten aus den Schranken nicht ergäbe, daß es ihm an keiner von allen den Erfordernissen ge-

bräche, welche die zwölf Turnierartikel von einem turnierfähigen Ritter verlangen.

Das Begehren des Fremden wurde vor die Turniervoigte gebracht, und ihm der Eintritt verstattet. Er nahete sich sogleich einigen Rittern, die noch zur Seite auf ihren Rossen hielten, und das Ende der schon angefangenen Kämpfe erwarteten, um dann auch die ihrigen zu beginnen.

Wer wagt es! — rief der Fremde, und blähete sich stolz auf seinem muthigen Rosse — wer wagt es! gegen mich den Vorzug der französischen Ritterschaft vor der deutschen, im Gestech im hohen Zeuge, zu bestreiten?

Ich! — ich! — ich! — stürmte der Eifer für die Ehre aus dem Munde vieler wackern Deutschen, und einer von ihnen trieb sein Roß ohne Verzug gegen den fremden Franzmann an, welcher der deutschen Ritterschaft Hohn sprach.

Wir wollen Euch, theure Leser! nicht zu mahlen versuchen, wie die schäumenden Rosse sich gegen einander bäumten, wie ihre Ritter eines wider das andere drängten, und die Lanzen unter schweren Streichen zersplitterten; aber sagen müssen wir Euch, daß der hohnsprechende Philister aus Frankreich mit Riesenstärke schon

vier deutsche Ritter aus dem Sattel geworfen hatte.

Nicht fern von dem Platze, wo er wüthete, hielt Herzog Leopold mit aufgeschlagenem Visier, von dem Kampfe mit dem Herzoge von Brabant ein wenig auszurasten. Unverwandt haftete sein Blick auf den Franzmann, der jetzt seinen Helm ein wenig lüftete, aber noch unverwundet neue Ausforderungen machte.

Man drängte sich nicht mehr, so wie Anfangs, sich ihnen zu stellen, denn verwundet oder mit verrenkten Gliedern waren die ersten Kämpfer aus dem Staube aufgehoben worden, in den sie des Franzmanns Riesenkraft geworfen hatte; aber den Herzog Leopold ergriff der Eifer für die Ehre seines Volkes; Muth und Zorn blitzte aus seinen Augen auf den fremden Ritter; und Theodore, die ihn von dem Gerüste herab, wo sie sich mit den übrigen Frauen befand, beobachtete, begann vor banger Furcht zu zittern. Sie las in den Blicken ihres Gemahls den Entschluß, den er, seines Versprechens gegen Theodoren vergessend, jetzt eben ausführte. Er verschloß sein Visier, näherte sich dem frechen Franzosen, und legte seine Glehne an.

Gereinigt wurde jetzt der Ruhm der deutschen Ritter von dem Flecken, den ihm der Franzmann angeschwärzt hatte, denn nach wenig Gän-

gen warf ihn Leopold mit nicht minderer Leichtigkeit aus dem Sattel, als er zuvor seine Gegner zu Boden geworfen hatte. Sein Knappe half dem Fremden wieder auf, der sich zur Fortsetzung des Kampfes für unfähig erkannte, dagegen aber den Herzog aufforderte, ihren Streit mit dem Schwerde zu endigen, weil er seinen Hengst mit der verrenkten linken Hand nicht länger zu leiten vermögte. Seinen Sieg zu vollenden handelte Leopold nach dem Willen des Franzmannes, sprang von seinem Pferde herab, machte sich zum Fußkampfe bereit und brachte seiner Gemahlin die Besorgnisse zurück, die sie nach dem Falle seines Gegners kaum verlassen hatten.

Vermehrt wurde ihre Unruhe, da sie ihren Gemahl im Fußkampfe weniger glücklich sahe, als im Lanzenstechen. Die Kräfte seines Gegners schienen sich erneuet zu haben; und hätte Herzog Leopold Zauberey geglaubt: so würde er wahrscheinlich den für einen Zauberer gehalten haben, den er kaum besiegt hatte und der nun mit ungeschwächter Riesenkraft auf ihn eindrang.

Leopold wurde verwundet, doch voll Eifer für den Ruhm des deutschen Namens und voll Durst nach der Ehre: ihn erhalten zu haben; achtete er des Blutes nicht, das unter seinen Armschinen hervorquoll; einen fürchterlichen

Eindruck machte aber der erste Anblick desselben auf Theodoren. Ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Tochter, der römischen Königin, die selbst bis in das Innerste erschüttert kaum fähig war, sie zu stützen. Ein Knappe des Herzogs hatte dies gesehen.

Ich bitte Euch, gnädiger Herr — rief er seinem Gebieter zu — endet den Kampf, wenn Euch das Leben Eurer Frau Gemahlin theuer ist. Blickt auf das Gerüste, und sehet es in Gefahr!

Leopold warf einen Blick hinauf zu seiner Gattin! er wußte, daß ihre Gesundheit seit einiger Zeit schwankend war; fürchtete, die jetzige Erschütterung möchte ihr schädlich werden, wenn er nicht selbst eilte, sie zu beruhigen, der Ruf der Gattenliebe wurde mächtiger in ihm, als die Forderung des Ehrgeizes, und in der Dauer eines Augenblickes rief er dem Franzmanne zu: ich habe genug, schwang sich dann auf sein Roß, und sprengte vor das Gerüst der Damen, sich seiner Gemahlin zu zeigen.

Al Omrah eilte ihm nach, und bat ihn, die Schranken zu verlassen, damit er ihn verbinden könnte; ein Ruf, welchem Leopold folgte, nachdem seine Erscheinung vor dem Gerüste wenigstens der römischen Königin Trost gebracht hatte, denn Theodore lag noch ohnmächtig in

den Armen ihrer Frauen. Margarethe befahl, sie in ein Haus zu bringen, das nicht weit vom Turnierhofe lag, wohin auch der Herzog eilte.

Sobald Theodore in dieses Haus gebracht wurde, erwachte sie, und ihr erster Blick traf auf ihren Gemahl der sie freudig versicherte, daß seine Wunde nicht gefährlich wäre. Die Festigkeit, mit welcher er nicht fern von seiner Gemahlin stand, und sich entwaffnen ließ, schien diese Versicherung zu bestätigen, auch hatte ihn wirklich das Schwerd des Franzmannes nur leicht verwundet. Al Omrah untersuchte jetzt die Wunde, deren nähere Besichtigung ihn mit einem Schrecken erfüllte, das zu heftig war, um es, aus Vorsicht gegen die Herzogin und ihre Tochter, verbergen zu können.

Gott komme meiner Kunst zu Hülfe — rief Al-Omrah aus — das Schwerd, mit welchem Euch der Fremdling verwundete, war mit einem gefährlichen Gifte bestrichen.

Die Bestürzung, welche alle Anwesende befiel, ließ den Arzt bald erkennen, wie unklug er gehandelt hatte, daß er ungescheut etwas sagte, was Andere freilich noch mehr erschrecken mußte, als ihn, denn daß es für den Herzog noch Hülfe gäbe — was der Araber freilich wußte — war jenen unbekannt. Al Omrah erschrak nicht über die Vergiftung der Wunde

selbst, sondern nur deshalb, daß das Gift, vermischt mit dem Blute, vielleicht schon zu tief gedrungen seyn möchte.

Beruhigt Euch — suchte er sein Versehen wieder gut zu machen — hoffentlich kommt Hülfe noch nicht zu spät! Wer unter Euch — wendete er sich hierauf zu den Dienern des Herzogs — hat Muth und Treue genug das Gift aus der Wunde seines Herrn zu saugen?

Ich! — warf sich Theodore auf ihren Gemahl — Für meinen Leopold opfere ich gern mein Leben!

Und ich! — drückte Leopold seine Gemahlin an die Brust — sterbe gern, wenn mein Leben nur durch Theodorens Tod erhalten werden kann!

Lasset mich ein Leben erhalten, für welches Tausende beten — trat aus der Zahl der Diener Leopolds ein Greis hervor.

Handelst Du wackrer Alter — rief Al-Omrah — mit gehöriger Vorsicht, und folgst meiner Vorschrift genau: so ist bey diesem gefährlich scheinenden Geschäft für Dich keine Gefahr.

O ich fürchte sie nicht — erwiederte jener — wenn ich nur meinen Brüdern in Oesterreich ihr größtes Glück erhalte.

Al Omrah hatte indessen aus seinem Gewande eine Büchse hervorgezogen, die er beständig bey sich trug, und in welcher sich heilende Arzneyen wider die Gifte und Verwahrungsmittel gegen dieselben befanden. Aus einem der verschiedenen kleinen Behältnisse, welche die Büchse theilten, reichte er jetzt dem Alten einen Saft, von dem er ein wenig in den Mund nehmen mußte.

Nun — sprach er zu ihm — kannst Du Dein Geschäft ohne Sorge anfangen, wenn Du Dich hütest, nichts von dem Blute zu verschlucken, das Du aus der Wunde Deines Herrn saugst.

Besorgt, daß das Gegengift, welches Al-Omrah seinem Diener gab, nicht wirksam genug seyn mögte, widersetzte sich Leopold eine Zeitlang dem Vorhaben desselben, unterdessen Theodore nur mit Mühe abgehalten werden konnte, zum Wohl ihres Gemahls selbst zu thun, wozu sich der edle Greis erboten hatte. Man mußte Theodoren von ihrem Gemahle hinweg reissen, und bey diesem besiegte endlich Liebe zum Leben und die Versicherung seines Arztes die Furcht: sein Leben durch den Tod eines Andern zu erhalten. —

Der wackere Greis begann sein Geschäft, und fuhr damit so lange fort, bis Al-Omrah

alles Gift ausgesogen glaubte. Dieser goß dann Balsam in die Wunde, die Wirkung des vielleicht noch zurückgebliebenen Giftes dadurch zu verhindern, und versicherte, daß der Herzog völlig ausser Gefahr wäre. So sehnlich dies auch alle Freunde des Herzogs wünschten, so wenig wagten sie es zu hoffen, da sie ihn des andern Tages von einem heftigen Fieber befallen sahen.

Auch sein Retter, der alte Diener wurde krank, und Al-Omrah mußte alle seine Beredsamkeit aufbieten, die klagenden Damen zu trösten, sahe sich aber dennoch mit dem Namen eines leidigen Trösters belegt, weil Leopolds Zustand sich mehr verschlimmerte als besserte. Für die Vorwürfe, die ihm die ängstlichen Damen einige Tage lang machten, wurde er aber zuletzt durch ihr Lob und ihren feurigsten Dank belohnt, als sich der Herzog am fünften Tage nach seiner Verwundung augenscheinlich besserte.

Der Herzog von Baiern hatte an Leopolds Unfalle den lebhaftesten Antheil genommen, und jetzt da er anfing sich zu bessern, war seine Freude nicht weniger groß als zuvor sein Schmerz. Hätte auch nicht Freundschaft Ludwigs Mitleid rege gemacht: so würde ihn doch Leopolds Unfall empfindlich ge-

schmerzt haben, weil er befürchten mußte, daß sein guter Leumund dadurch leiden würde.

Der Meuchelmörder, der Leopolden verwundet hatte, war aus den Schranken entwischt, ohne seinem Versprechen und dem Turniergebrauche gemäß, dem Waffenbeschauer sich entdeckt zu haben. Unmittelbar nach Leopolds Entfernung hatte er sich unter dem Gewühl verloren, das sowohl hierdurch als durch den Aufstand auf dem Gerüste verursacht wurde, und keiner von den Grieswärteln und Turniervögten wußte, wohin er verschwunden war. Wie leicht konnte daher diese und den Herzog selbst der Verdacht einer Theilnahme an der Frevelthat wider Leopolden treffen? Dies machte, daß der Herzog von Baiern noch immer trauerte, als alle übrige Freunde Leopolds sich des guten Anscheines seiner Genesung freueten.

Zu Ludwigs Glücke waren Leopold und seine Gemahlin zu vollkommen von seiner geprüften Freundschaft gegen sie überzeugt, und Mißtrauen überhaupt ihrem Charakter zu fremd, um eines Argwohns fähig zu seyn, der sich vieler Andern in ihrer Lage bemächtiget haben würde.

Leopolds erste Frage, nachdem das Fieber ihn verlassen hatte, und er seines Verstandes wieder mächtig wurde, war nach dem alten

Diener, dem er seine Rettung wenigstens zur Hälfte dankte. Herzlich freute er sich, als ihn Al Omrah versicherte, daß er zwar krank gewesen, nun aber ganz außer Gefahr wäre. Weniger befriedigend war hingegen die Antwort, die er auf die Frage nach seinem Meuchelmörder erhielt, weil man ihm von demselben nicht mehr zu sagen wußte, als unsere Leser wissen.

In dem ruhigen Tone, welchen ein schuldloses Gewissen gewährt, klagte Herzog Ludwig seinem Freunde, daß der Mörder verschwunden wäre, konnte aber dabey in seinem Blicke die Verlegenheit nicht verbergen, in welche dieser Vorfall und Sorgfalt für seinen guten Ruf ihn setzten.

Das ist nicht gut — antwortete Leopold — denn nun können meine Freunde, wenn sie sich bemühn, den Böswicht zu erforschen, leicht auf einen Unschuldigen rathen.

Und wen! — seufzte Ludwig — wird der Verdacht leichter treffen als mich, dem es oblag, für die Sicherheit des Turniers zu wachen?

Zu allgemein ist der Charakter des wackern Herzogs bekannt — tröstete Leopold seinen Freund — als daß er einen solchen Argwohn zu fürchten hätte.

Dank Euch, edler Freund, für diesen tröstlichen Zuspruch — fuhr Ludwig fort — Aber vermögen alle, wie Ihr, in meines Herzens innerste Falte zu schauen? Wird man nicht nach meinem Tode meinen Nachruhm beschmitzen, wenn man auch jetzt keinen Versuch macht, mir Eure Freundschaft zu rauben, da man es sich noch zu neu erinnert, daß dies nicht so leicht ist *).

Man versuchte uns zu trennen — erwiederte Leopold — gab aber diesen Versuch wieder auf, sobald es sich bewies, daß er ohne Erfolg blieb, und das böse Gerücht, wodurch man Euren Leumund zu beflecken trachtete, verstummete so schnell als es entstanden war, da man sahe, daß unser Freundschaftsbund hierdurch nicht getrennt werden konnte. Er wird bleiben, bis der Tod ihn zerreißt, und Euch zum Schilde wider die Pfeile der Verläumdung, der Nachwelt zur Richtschnur ihres Urtheils dienen.

*) Leopolden mit seinem Freunde Ludwig zu verzwisten, hatte man diesen einer geheimen Theilnahme an Heinrichs Empörung beschuldigt. Leopold glaubte diesem Vorgeben nicht, überzeugte sich bald vollkommen von der Unwahrheit desselben, und blieb, wie zuvor, Ludwigs wärmster Freund.

Nach seiner Genesung ging Leopold mit dem römischen Könige und dem Herzoge von Baiern nach Eßlingen, wo sich bald eine große Anzahl anderer Fürsten an dem Hoflager des Königs einfand.

Leopolds unveränderte Freundschaft gegen den Herzog Ludwig, von welcher alle diese Fürsten mit ihren Begleitern Zeugen waren, verhinderte die Entstehung des Verdachtes, vor welchem Ludwig zitterte. Einige Verleumder, die gern jeden wackern Mann mit ihrem Gifte bespritzten, wagten es zwar, ihn zu äußern, doch schlich er immer nur in der Finsterniß, deren Kind er war, und kam auf diese Weise durch einige alte Chroniken auch bis auf unsere Zeiten, ob sich schon gleich damahls glaubwürdige Männer, die von dem mörderischen Angriffe auf den Herzog von Oesterreich näher unterrichtet waren, alle Mühe gaben, ihn zu widerlegen, wozu sie sich jedoch nur ihres Wortes und ihres Ansehens bedienten, und den Namen des wahren Thäters, aus Schonung gegen seine würdigen Verwandten, verbargen.

In Eßlingen war es, wo Margarethe zum zweytenmahle Mutter wurde, und Freude über dieses Ereugniß gab vielleicht dem römischen Könige einen Bewegungsgrund mehr, dem Pathen

seines neugebornen Sohnes, dem Herzoge Leopold, mit einem wichtigen Freyheitsbriefe ein angenehmes Geschenk zu machen. Auf denselben gründen sich einige erhabene Vorzüge, welche die Erzherzoge von Oesterreich noch jetzt vor den andern vornehmsten deutschen Fürsten besitzen, die Du, lieber Leser! aber nicht in Margarethens Geschichte, sondern in der Geschichte ihres Stammhaußes suchen wirst.

Jetzt konnte Frau Theodore das angenehme Geschäft: ihre Tochter im Kindbette zu warten, verwalten, und es wurde ihr weder durch Krankheit Margarethens noch ihres jungen Sohnes verbittert. Gesund verließ sie beyde nach einigen Wochen mit ihrem Gemahle zurück nach Wien zu gehen, wo aber ihre Ruhe bald gestört wurde. Hierdurch erhielt Margarethe noch andere Veranlassung zur Trauer, als welche ihr der Wankelmuth ihres Gemahls um dieselbe Zeit aufs neue gab.

Der edle Alte, welcher dem Herzog Leopold zu Straubingen sein Leben opfern wollte, endete das seinige wenig Monden nach dieser schönen That. Der Schwäche seines Alters vergessend, war er einst auf einem wilden Pferde ausgeritten, das er nicht zu bändigen vermochte. Das unbändige Roß warf seinen kraftlosen

Reiter herab, der durch den Fall so gefährlich beschädigt wurde, daß er eine Stunde nachher starb, beklagt von dem ganzen herzoglichen Hause, von dem es sich jeder Theil freudiges Geschäft seyn ließ, die letzten Tage des guten Alten so freudenvoll als möglich zu machen.

Jetzt wurde auch Heinrich, dieser Schmerzenssohn Leopolds, von einer qualvollen Krankheit auf das Lager geworfen. Der Donner des Gesetzes, dessen sich sein Beichtiger gegen ihn bediente, schreckte sein Gewissen aus dem Schlafe. Zum ersten male in seinem Leben fühlte er wahre Reue über alles das Böse, dessen er sich in den zwanzig Jahren seines Alters schuldig gemacht hatte. Ihr folgte der Wunsch: von seinen Eltern, denen er so vielen Kummer verursachte, Vergebung zu erhalten, und beyde eilten, diese Sehnsucht ihres leidenden reuevollen Sohnes zu erfüllen, so bald sie sein Beichtvater von der Entstehung derselben benachrichtigte.

Sie fanden den unglücklichen Jüngling wie er sich, ein Opfer seines wüsten Lebens, jammernd auf dem Lager wand, und kaum noch so viel Kräfte besaß, das Bekenntniß von seinem Herzen zu wälzen, das so schwer auf demselben lastete. Er bekannte, daß er der Urheber aller der mörderischen Angriffe auf Leopolds Leben ge-

wesen wäre, auch des letzten und gefährlichsten zu Straubingen, von welchem wir unsern Lesern nähere Erläuterung geben müssen, weil wir uns, selbst bey dem Zweifelsüchtigsten unter ihnen, mit unserm Wissen nicht dem Argwohne aussetzen wollen, daß unsere Geschichte etwas enthielte, was strenge Prüfung der Wahrheit, oder — wenn Ihr lieber wollt — der Wahrscheinlichkeit zuwider fände.

Herzog Leopolds feste Gesundheit verhieß ihm ein noch langes Leben, was freilich mit dem Wunsche des herrschbegierigen Heinrichs nicht züsammenstimmen konnte. Die gerechte Drohung seines Vaters hatte ihn zu einer Verstellung genöthigt, deren Zwang ihm mit jedem Tage widriger wurde. Er ging mit sich selbst über die Mittel zu Rathe, wie es möglich wäre, diese Bürde abzuwerfen, und fand während dieser Beschäftigung, daß sich sein Gewissen leicht beruhigt haben würde, wenn er seinen Vater, in der Dauer der Fehde mit ihm, im Kampfe eriegt hätte. Der Gedanke: daß die Ermordung desselben ausser dem Kampfe sein Gewissen vielleicht nicht mehr beschweren würde, durchflog ihn, er schauderte Anfangs zurück,

wurde aber bald mehr mit diesem furchtbaren Gedanken vertraut, der nach und nach zum Vorsatze empor wuchs.

Einige Vertraute, denen Heinrich seinen Einfall mittheilte, fanden ihn vortreflich, und versprachen zur Ausführung desselben die thätigste Hülfe. Sie waren es, welche die Angriffe wider den Herzog leiteten, und einer von ihnen bewies sich für die Ausführung von Heinrichs Plane besonders wirksam. Er überließ dem Prinzen zwey böse Buben, die er in seinen Diensten hatte, zwey Brüder aus Böhmen, von denen der eine riesenmäßige Stärke besaß, der andere die Kunst Gift zu mischen verstand *). Jenko war der Name des einen dieser Brüder, Benes der Name des andern, und Heinrich zweifelte nicht, daß er durch ihre Hülfe würde ausführen können, woran er schon so lange vergebens gearbeitet hatte.

Leopolds und Theodorens Vorsicht machten es den böhmischen Brüdern lange unmöglich, sich ihrer Künste nach dem Willen ihres Herrn zu bedienen, bis endlich Heinrich durch das Tur-

*) Welchem unserer Leser ist es nicht bekannt, daß es damals, bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhundertes, wo Kaiser Karl der Vierte sie vertilgte, in Böhmen der Giftmischer nicht weniger gab als in Italien!

nier bey Straubingen hierzu eine Gelegenheit zu erhalten hoffte. Er eilte daher, den Riesen Jenko zu unterrichten und auszurüsten, wie es sein Vorhaben erforderte.

Vorher schon hatte er ihm erlaubt, einen völligen eisernen Harnisch zu tragen, statt des Kollers von Büffelleder, mit einem Gewebe von Drat gegen die Streiche feindlicher Waffen verwahrt, das ihm als einem gemeinen Reitersknechte geziemte. In der Rüstung eines Ritters konnte sich Jenko besser verbergen, nur wurde es ihm Anfangs schwer, seine Kräfte in derselben sowohl zu gebrauchen, wie in der leichtern Bekleidung, die er zuvor gewohnt gewesen war. Völlig geharnischt mußte er sich deshalb in dem Gebrauche der schwereren ritterlichen Waffen üben, und jetzt verband Heinrich hiermit auch den Unterricht in den ritterlichen Spielen.

Gewandt und im Kampfe geübt, machte Jenko in diesen Künsten schnelle Fortschritte, und weil er mit der Gewandtheit seltne Stärke verband, besiegte er bald seine Lehrer. Keiner vermogte sich gegen ihn im Sattel zu erhalten; als ob es ein Knabe wäre, warf sein starker Arm jeden vom Rosse.

Heinrich kannte die Schwachheit seines Vaters, die ihn zuweilen in Lustgefechten zu jugendlicher Raschheit mit sich fortriß, und seinen

Stolz auf die Ehre der deutschen Nation. Er beschloß daher, seinen Jenko beym Turniere zu Straubingen auf eine Art auftreten zu lassen, die ihn mit Zuversicht erwarten ließ, daß sich Leopold zu seinem Gegner aufwerfen würde. Benes begleitete seinen Bruder in der Gestalt eines Knappen, mit einem großen Schilde versehen, in welchem ein kleines, mit dem Wappen der Künringer geziert, verborgen war.

Heinrich wußte, daß Ademar von Künringen zum Turnier gen Straubingen ziehen würde, und vielleicht war es Rache über Ademars Abfall von ihm, daß er Jenko'n sein Schild gab, unter dem Schutze desselben aus dem Turnierhofe vor Straubingen zu entwischen. Er und Jenko schmeichelten sich, daß es auf diese Art nicht schwer werden würde, den Grieswärtel zu täuschen, und um sich noch mehr vor Entdeckung zu schützen, erhielt Jenko eine Rüstung, die sich durch nichts von den gewöhnlichen Rüstungen armer Ritter unterschied, denen Mangel an Vermögen nicht erlaubte, sie mit Gold, Silber oder Schmelz auszuzieren.

Im Nachtlager vor Straubingen bestrich Benes das Schwerd seines Bruders mit dem tödlichsten Gifte, das seine teuflische Kunst zu bereiten verstand, dann machten sich beyde Brüder auf nach dem Turnierhofe, wo unsere Leser

Zeugen ihrer Ankunft gewesen sind. Jenko forderte die anwesenden Ritter nur zum Gestech im hohen Zeuge heraus, denn sein Schwerd war allein für den Herzog von Oesterreich bestimmt. Um sich desselben bedienen zu können, ließ sich Jenko absichtlich von dem Herzoge aus dem Sattel werfen, und stellte sich, als ob eine Verrenkung seiner linken Hand ihn hinderte, sein Roß länger zu regieren, damit er den Fußkampf beginnen, und durch ihn den Zweck seiner Sendung erfüllen könnte.

Im Getümmel, das nach Leopolds Entfernung enstand, eilte Jenko mit seinem Knappen, der jetzt aus seinem Schilde das kleinere mit dem Künringischen Wappen herausnahm, einige Schritte von dem Kampfplatze hinweg. Die Augen aller unbeschäftigten Anwesenden waren jetzt nur auf das Gerüste gerichtet, wo sich Leopold seiner ohnmächtigen Gemahlin zeigen wollte und die im Kampfe begriffenen waren mit sich selbst und ihren Gegnern zu ausschließend beschäftigt, um zu bemerken, daß Jenko seinen ledigen Schild von sich warf, dagegen von seinem Knappen den mit dem Künringischen Wappen bezeichneten nahm; sich auf sein Roß heben ließ, dem Ausgange der Schranken sich immer mehr näherte und mit Hülfe seines Schildes glücklich entkam, ohne daß der Grieswärtel in

ihm den fremden Ritter ahndete, der, beym Ausreiten aus den Schranken, seine Turnierfähigkeit darzuthun versprochen hatte.

Nachdem Heinrich das Geständniß seiner Verbrechen beendiget hatte, erflehte er die Vergebung seiner Eltern, damit ihm sein Scheiden, durch den Mangel derselben, nicht noch mehr erschwert werden mögte. Leopold und Theodore waren zu gütig, ihrem unglücklichen Sohn diesen letzten Trost zu verweigern, oder ihm das Erquickende desselben durch beygemischte Vorwürfe zu rauben. Heinrich verschied nachdem er die lebhaftesten Beweise wahrer Reue gegeben hatte, auch nicht ermangelte, sich durch reiche Schenkungen bey einigen Klöstern Seelengeräthe zu stiften, wofür ihm die frommen Väter die Pforten des Paradieses öfneten, doch nicht verhindern konnten, daß man seinem Namen den Beysatz: der Grausame, gab, der denselben bis auf unsere Zeiten begleitet hat.

Viele Thränen kostete Margarethen der Tod ihres Bruders Heinrich, noch reichlicher flossen

sie aber ihrem geliebten Vater, welcher seinem Sohne nach anderthalb Jahren im Tode folgte.

Herzog Leopold hatte das Glück, bey dem heiligen Vater in großer Gunst zu stehen, die er sich ohne Zweifel durch seine reichen Spenden an Klöster und durch die Thätigkeit erwarb, mit welcher er für die Aufnahme des kaum entstandenen Franciskanerordens und einiger geistlichen Ritterorden in seinem Lande sorgte. Er beschloß, sich der Gewogenheit des Pabstes zum Vortheile des Kaisers Friedrich zu bedienen, den Pabst Gregor der Neunte mit geistlichen und weltlichen Waffen aus allen Kräften bekriegte.

Wem sind nicht die unablässigen, bald öffentlichen, bald geheimen Fehden dieses grossen und unglücklichen Kaisers mit allen Päbsten, die während der Dauer seines Lebens auf Friedrichs Kosten ihre weltliche Herrschaft zu vergrössern suchten, bekannt; wer weis es nicht, daß sie das Kreuz wider ihn predigen liessen, um alle Fürsten in ihren Plan zu ziehen. Wir brauchen daher Euch, theure Leser! nur zu sagen, daß Leopold nach Italien ging, an dem Frieden zwischen Gregor und Friedrich zu arbeiten, ohne Euch, durch nähere Fingerzeige, auf die Ursache des gebrochenen Friedens hinweisen zu müssen.

Nie hatte sich Herzog Leopold unter dem heissen Himmelsstriche Apuliens ganz wohl befunden, weshalb er sich auch niemals lange daselbst zu verweilen pflegte; jetzt aber überstieg der Eifer, dem Kaiser nützlich zu werden, die Sorgfalt für seine Gesundheit, für welche daheim in Oestereich viele Tausende die heißesten Gebete gen Himmel sendeten.

Mit einigen andern Fürsten, die aus der nemlichen Ursache nach Sankt Germano gekommen waren, und unter denen sich auch einer der eifrigsten Freunde Friedrichs, der bekannte Großmeister des deutschen Ordens, Herrmann von Salza, befand, wendete Leopold alle Mühe an, das angefangene Friedensgeschäft zu vollenden, und den Eifer, mit welchem er es betrieb, ließ ihn nicht bemerken, wie sehr seine Gesundheit litte. Sein Wunsch wurde erfüllt, der Friede unterzeichnet, aber die gehofte Früchte desselben konnte er nicht sehen, denn wenig Tage nach geschlossenem Frieden starb er; ein Opfer seines Eifers und seiner Treue für den Kaiser Friedrich.

Sein Leichnam wurde nach seinem Lande abgeführt, dem von ihm gestifteten Kloster Lilienfeld beygesetzt zu werden. Mit lauten Klagen empfingen ihn die trauernden Unterthanen, und folgten der Asche ihres geliebten Landesva-

ters mit blutenden Herzen nach der Gruft. Aber einige mächtige Mißvergnügte freuten sich des Todes ihres Fürsten, weil durch ihn ein verrätherischer Plan zur Reife gedieh, und gesellten bald dem Schmerze Theodorens und Margarethens durch ihre frevelhaften Unternehmungen neuen Kummer bey.

Heinrich von Künringen hatte durch sein zweydeutiges Betragen bey dem Aufruhr des verstorbenen Heinrichs, und durch seines Bruders thätige Theilnahme an demselben, von Leopolds Vertrauen so wenig verloren, daß er ihm vor seiner Abreise nach Italien mit dem glänzenden Titel eines Regenten von Oestereich die ganze Regierung des Landes übergeben hatte. Seit der Verlöschung des Feuers der Empörung, durch Heinrich den Grausamen entzündet, hatte der Marschall von Künringen, nebst seinem Bruder, über einem Plane gebrütet, sich von seinem Herrn unabhängig zu machen, oder, wenn ihm das Glück die Erreichung dieses höchsten Zweckes seiner Wünsche versagen sollte, seine Macht wenigstens noch weiter auszudehnen.

Ihren Plan auszuführen, suchten sich beyde Brüder zuvörderst unter den mindermächtigen östereichischen Edeln Freunde zu machen, was ihnen bey ihren weitläuftigen Ländereyen nicht schwer wurde. Sie belehnten weniger be-

güterte Edle mit kleinen Theilen derselben, erwarben sich hierdurch einen großen Anhang, und, immer auf ihren großen Zweck hin arbeitend, wählten sie zu ihren Lehnsleuten nur solche Männer, von denen sie erforscht hatten, daß ihnen eigener Vortheil mehr galt, als die schuldige Treue für ihren Landesfürsten und obersten Lehnsherrn.

Die beyden Künringer oder die Hounde, wie man damals diese Anführer der Empörung nannte, hatten die Abwesenheit des Herzogs Leopold aus seinem Lande zur Ausführung ihres verrätherischen Vorhabens bestimmt; fest entschlossen, ihre Unternehmung nicht eher zu beginnen, bis sie von Leopolds wirklicher Ankunft in Italien Nachricht erhalten hätten, damit nicht vielleicht das Gerücht von ihren Thaten den Herzog noch auf dem Wege dahin ereilen, und seine schnelle Rückkehr ihren Plan zum zweyten male, und dann wahrscheinlich auf immer, vereiteln mögte. Auch wollten sie jetzt mit mehrerer Vorsicht, als vor vier Jahren, zu Werke gehen, und nicht eher zur Ausführung ihres Vorsatzes schreiten, bis sie die von den Königen von Ungarn und Böhmen ihnen versprochene Hülfe schon an den Grenzen bereit wüßten, zu ihnen zu stossen *).

*) König Andreas von Ungarn war wider den Prinzen Friedrich, jetzt nach Heinrichs Tode

Alles war jetzt zum Ausbruche bereit, als die Häupter der Empörung von ihren Kundschaftern in Italien erfuhren, daß Herzog Leopold zu Sankt Germano krank danieder liege, wodurch sie bewogen wurden, noch eine kurze Zeit zu harren, weil vielleicht dann Leopolds Tod ihren Unternehmungen einen noch schnellern und glücklichern Fortgang verheissen würde. Ohne Mühe ließ es sich voraussehen, daß die Verwirrung, durch Leopolds Tod verbreitet, die getreuen Oesterreicher hindern würde, für seinen Erben so muthig zu fechten, als die Künringer jetzt fürchteten; daß sie sich vielleicht überhaupt, für den weniger geliebten Friedrich, nicht so freudig aufopfern würden, als für den allgemein verehrten Leopold.

Das Glück schien sich für die Empörer günstig zu beweisen; Leopolds Tod war für sie das erfreulichste Ereigniß; und sie hatten bereits im Voraus Anstalten getroffen, von denselben noch mehr Vortheil zu ziehen, als er ihnen ohnehin schon gab. Sie hielten Kundschafter an der italänischen Gränze, welche den Boten auf-

Erbe von Oesterreich, heftig erbittert, weil er sich von seiner Freundin Sophie, mit welcher er in kinderloser Ehe lebte, scheiden ließ; wahrscheinlich unter dem gewöhnlichen Vorwande zu naher Verwandtschaft. Wirklich war auch Friedrich von Seiten seiner Mutter in nicht fernem Grade mit Sophien befreundet.

fingen, der die erste Nachricht von Leopolds Hinscheiden nach Wien bringen sollte, wodurch, ausser der Parthey der Empörer, der Tod ihres geliebten Fürsten allen Oesterreichern verborgen blieb, bis sein Leichnam mitten unter die wehklagenden Unterthanen gebracht wurde.

Die Küntinger und ihre Verbundenen beschlossen die erste allgemeine Bestürzung zu benutzen, in welche alle treue Oesterreicher durch den Verlust gesetzt wurden, den sie durch den Tod des gütigen Vaters Leopold litten. An dem nemlichen Tage, wo sein Leichnam in die Gruft zu Lilienfeld zur ewigen Ruhe gesenkt wurde, pflanzten die Küntinger das Pannier der Empörung auf, die um so mehr weit um sich zu greifen drohet, da die Empörer zur Fortsetzung des Krieges so viele Kräfte hatten, als dem jungen Herzoge fehlten.

Gold war der Nerv des Krieges, so lange dieses Metall der Werthmesser der menschlichen Bedürfnisse ist; und Heinrich von Künringen hatte dafür gesorgt, dem Erben von Oesterreich dieses mächtige Metall zu rauben, und es dagegen sich in reichlichem Maaße zu verschaffen, indem er den reichen Schatz den Leopolds Sparsamkeit aufgehäuft hatte, aus den Gewölbern raubte, wo er aufbewahrt wurde, und ihn in die festeste seiner Burgen bringen ließ, durch

Ausspendung desselben sein Heer mit Söldlingen zu vermehren. Der erhabene Posten, auf welchem er stand, machte ihm einen Raub leicht, der jedem andern unmöglich gewesen seyn würde.

Wer vermag das Schrecken Theodorens und ihrer Kinder zu schildern, als sie jetzt, dem ersten heftigsten Sturm des Schmerzes über Leopolds Tod beynahe erliegend, das Geschrey von dem ausgebrochenen Aufruhr vernahmen. Nur Friedrich erbebte nicht. Obgleich ein Jüngling von achtzehn Jahren, versammelte er mit dem Gleichmuthe eines Mannes von reiferm Alter, die getreuen Edeln seines Landes und die Aufforderung Theodorens, dieser geliebten, gütigen und menschenfreundlichen Fürstin, belebte den Muth und die Tapferkeit dieser Krieger ohne Zweifel nicht weniger, als das Beyspiel des jungen Helden, der sich an ihre Spitze stellte.

Muthvoll und nicht ohne Glück widersetzte er sich den Unternehmungen der Empörer, kaum hatte er sich aber in einigen kleinen Unternehmungen gegen sie — (zu größern erwartete er noch die Ankunft seiner Getreuen aus den entlegenen Provinzen) — als ein tapferer und kriegserfahrner junger Mann bewiesen, da wurde seine Aufmerksamkeit auch nach einer andern Gegend hingelenkt, und er genöthigt, seine Macht zu theilen.

Der Uebereinkunft mit den Aufrührern gemäß, war Wenzel, der Sohn und Mitregent des Königs Primislaus von Böhmen, in Oesterreich eingefallen. Seine wilden Krieger rötheten den Boden des bedrängten Landes mit dem Blute seiner Bewohner, und der Rauch, der aus den verheerten Dörfern und Städten emporstieg, flog ihren Schritten nach.

Friedrich sendete einen Theil seiner Krieger nach der Gegend ab, wo die Böhmen raubten und wütheten, sich ihren Verheerungen, vereinigt mit denen, die er von dorther erwartete, entgegen zu setzen. Die Ankommenden fanden nur wenige ihrer Brüder, die sich mit ihnen verbinden sollten, denn den größten Theil derselben hatte das Schwerd der Böhmen schon aufgezehrt; und zu schwach, den zahllosen Rotten der Feinde Stand halten zu können, zogen sie sich zurück unter das Pannier ihres Herzogs.

Dennoch sank der Muth des jungen Helden nicht, und sein gutes Geschick schützte ihn vor dem Untergange, der sein unvermeidliches Loos gewesen wäre, wenn der Erfolg den Erwartungen der Empörer vollkommen entsprochen hätte.

Die Hülfe, welcher sie sich von dem Könige geschmeichelt hatten, blieb zurück, ob sie

sich gleich schon an der österreichischen Gränze befand. Die beyden Könige von Ungarn *) sahen sich genöthiget, die Befriedigung ihrer Rache gegen den Herzog von Oesterreich für günstigere Zeiten zu versparen, weil die Grossen in ihrem eigenen Lande Unruhen angefangen hatten. Sie zogen ihr Heer nicht zur Unterstützung der Empörer in Oesterreich zusammen, sondern um ihre aufrührischen Lehnsleute damit im Zaume zu halten.

Es wurde bald den Künringern kund, daß ihr Verbundener, der König von Ungarn, sie durch leere Versprechungen getäuscht hatte. Heinrich hielt sich zwar, auch ohne weitere Verstärkung, für mächtig genug, auf der betretenen Bahn siegreich fortzuschreiten, sein Bruder Adelmar war aber nicht gleicher Meinung mit ihm. Jener suchte daher aus der angefangenen Unternehmung eilend den größten möglichen Vortheil zu ziehen, und keiner dünkte ihm gewisser, als wenn er die Räubereyen, die er schon seit einiger Zeit geheim und im Kleinen getrieben hatte, jetzt öffentlich und im Großen fortsetzte. Diesem Entschlusse gemäß beschäftigte er sich beynahe ausschließend mit Plünderungen, nicht wie sein

*) Bela, der Sohn des Königs Andreas, theilte die Regierung bereits mit seinem Vater.

sein Bruder wünschte, mit Unternehmungen wider Friedrichen und sein Heer.

Dieser vermogte indessen dem Unwesen nicht zu steuren, das Ademar in einem großen Theile seines Landes trieb, denn er würde seine Residenz der Gefahr ausgesetzt haben, den herantobenden Böhmen in die Hände zu fallen, wenn er es gewagt hätte, den kleinen Raum in ihrer Nähe, auf welchen ihn die beyden Heere seiner Feinde eingeschränkt hatten, zu verlassen. Er suchte also wenigstens Wien und Neustadt, durch vermehrte Befestigungen und durch seine Gegenwart mit dem Heere, wider die feindlichen Unternehmungen zu sichern. Durch ausgesendete Kundschafter zog er Nachrichten von dem Stand der Böhmen ein; und einem derselben dankte er ohne Zweifel größtentheils seine Rettung.

Dieser Mann wurde von den Böhmen gefangen, die von ihm die Stärke des östereichischen Heeres zu erforschen suchten. Er fand für gut, sie zu verdoppeln, und fügte seinem Berichte die Versicherung bey, daß Friedrich des nächsten Tages mit seinem Heere aufbrechen würde, den Böhmen entgegen zu ziehen.

Immer besaßen die Böhmen den Ruhm eines tapfern Volkes, aber vor den Zeiten des Königs Johann von Luxemburg war ihre Raubbe-

gierde nicht weniger groß, als ihr Muth, unter Anführern, die sie nicht genug zu bezügeln wußten, zuweilen noch größer. Ein solcher Fall trat jetzt ein. Der Böhmen größter Theil war für ihre kriegerische Ehre weniger besorgt, als für die Beute, die sie den Bewohnern des blühenden östereichischen Landes geraubt hatten. Sie mußten fürchten, sie in einem Treffen mit dem Herzog Friedrich zum Theil wieder zu verlieren, und dieser Furcht folgte der Gedanke: zu fliehen, und das schon erbeutete zu retten; um so schneller, da ihnen nur, nach Wien, Neustadt und einige nahgelegene Dörfer zur Plünderung übrig blieben, denn nur allzuwohl war es ihnen bekannt, daß Oesterreich jenseits Wien durch Adelmar von Künringen nicht weniger war verheert worden, als durch sie disseits dieser Stadt. Wenzel war zu jung und zu unentschlossen, die Ausführung des feigen Vorhabens seines Heeres zu verhindern. Mit reicher Beute beladen eilten die Böhmen zurück in ihr Vaterland, ohne östereichische Krieger gesehen zu haben, ausser den wenigen, die bey ihrem Einströmen vor ihnen fliehen mußten.

Nun konnte Herzog Friedrich seine ganze Macht wider die Aufrührer wenden, und der Fortgang seiner Unternehmungen gegen sie wurde durch die Vermittelung des Bischofs Geb-

hard von Passau beschleunigt. Bischof Gebhard belegte den frechen Räuber Ademar, über den sich schon zuvor viele Kaufleute aus Passau beklagt hatten, daß sie auf ihren Reisen nach Oesterreich von ihm und seinen Raubgesellen wären niedergeworfen worden, und der jetzt die Strassen ganz unsicher machte, mit dem Bann, wodurch viele seiner Anhänger von ihm losgerissen wurden, die nun zu der Parthey Friedrichs übergingen. Durch sie verstärkt gelang es dem jungen Helden bald, seine mächtige Gegner zu besiegen.

Er zwang Heinrichen, die Summe zurückzugeben, die er aus dem Schatze zu Wien geraubt hatte, zerstörte einige von Ademars festesten Burgen, von welchen er die größten Räubereyen verübt hatte, verminderte die Macht der Künringer überhaupt, indem er sie nöthigte, einen Theil ihrer Besitzungen zum Sühngelde an ihn abzutreten, und einige Burgen den vorigen Besitzern, welchen sie dieselben widerrechtlich entrissen hatten, wieder zu erstatten.

Weniger zur Milde geneigt als sein Vater, würde sich vielleicht Friedrich mit diesem Opfer nicht begnügt, den aufrührischen Brüdern nicht verziehen haben, hätte ihn nicht der Rath seiner Mutter geleitet. Frau Theodore wußte, daß

ihr Sohn in dem Ruf der Härte stand, und forderte ihn deshalb auf, jetzt einen redenden Beweis von entgegengesetzter Gesinnung zu geben. Er folgte ihrem Rathe, und die Künringer wichen nicht wieder von der Treue, die sie ihm aufs neue gelobten. Besonders bewiesen sie sich samt ihren Söhnen, nach Friedrichs Tode, seinem Hause ergeben.

Die traurigen Botschaften, die Margarethe während des Laufes eines Jahres aus ihrem Vaterlande erhielt, waren allein schon hinreichend, ein fühlendes Herz mit dem bittersten Kummer zu belasten, aber Margarethen waren noch herbere Leiden beschieden.

Bald nach Leopolds Tode war sie von einer langwierigen Krankheit befallen worden. Unsere Urschriften haben den Namen derselben nicht aufbehalten, und wir wollen ihn nicht zu errathen suchen, weil uns der Name dieser Krankheit so gleichgültig seyn kann, als uns die Folgen derselben wichtig sind. Durch sie wurde Margarethens Schöne vernichtet, von allen ihren Reizen blieb ihr keiner übrig, als das sanfte Feuer ihres Auges, das jeden, den es traf, zur Achtung und Verehrung erwärmte, und ihn Mar-

garethen zu eigen machte, wenn er auch noch nicht lange genug in ihrer Nähe gelebt hatte, um ein Zeuge und Bewunderer der himmlischen Güte zu werden, durch die sich Margarethe alle Herzen gewann.

Wir haben Dir, theurer Leser! nur den vollkommensten Beweis derselben: Margarethens Betragen gegen ihren ungetreuen Gemahl, genannt, und die kleinern blos deshalb verschwiegen, weil sich uns im Verfolge dieser Geschichte, wo Margarethe mehr handelt als jetzt, Gelegenheiten in Menge darbieten werden, Dich mit wichtigern bekannt zu machen. Wozu daher schöne und gute Handlungen rühmen, wenn sich aus der edeln und bessern so viele darstellen! Auch hätten wir dich, um jenes thun zu können, zu tief in die kleinen Begebenheiten der Hofleute Heinrichs und Margarethens verwickeln müssen, wodurch uns nur der Raum zur Erzählung merkwürdigerer Begebenheiten wäre benommen worden.

Was Margarethen beynahe allgemeine Herrschaft über gute und fühlende Herzen verschafte, gab ihr in den Augen des sinnlichen Heinrichs keinen Werth. Nur Schönheit konnte den Lüstling reizen; Krankheit hatte Margarethen dieses Gut geraubt — wie konnte sie für ihren Gemahl noch etwas Anziehendes haben? In

den Armen eitler oder habsüchtiger Buhlerinnen vergaß er ein Herz, dessen Werth, auf der Wage des kaltprüfenden Menschenverstandes, die Reize aller jener Weiber in die Höhe schnellte.

Bis zu der Zeit, wo Kaiser Friedrich wider den Willen des Pabstes Gregors den längst gelobten Zug nach dem heiligen Lande endlich unternahm, und hierdurch den Bannblitz des heiligen Vaters auf sich herablockte, hatte sich Heinrich um die Geschäfte der Regierung wenig bekümmert; ihre Last ruhte größtentheils auf den Schultern des Erzbischofs Engelbert von Kölln, dessen Verhandlungen und Schritte Heinrich gewöhnlich gut zu heißen pflegte, ohne sich weiter mit der Untersuchung derselben zu beschweren.

Engelbert war Friedrich dem Zweyten mit unverbrüchlicher Treue zugethan, die auch Gregors Bannfluch nicht zu erschüttern vermochte. Sankt Peters hellsehender Nachfolger wußte, welche Stütze Friedrich an Engelberten in Deutschland hatte, er suchte sie ihm zu entziehen, und weil Engelbert kein solcher frommer Sohn des heiligen Vaters war, daß er seinem Lehnsherrn blos deshalb die Treue gebrochen hätte, weil es jenem gefiel, ihn wegen einer Handlung zu ver-

folgen, für deren Unterlassung er zuvor mit dem Banne gedrohet hatte, bediente sich Gregor zu Erreichung seiner Absicht anderer Mittel. Bekannt mit dem Ehrgeize des römischen Königs, suchte er dieses Feuer zu seinem Vortheile in lohere Flammen zu setzen, indem er in Heinrichen durch seine Geschöpfe den Gedanken aufregen ließ: daß es seiner Ehre äußerst nachtheilig wäre, sich noch immer, gleich einem Unmündigen, von dem Erzbischofe von Kölln gängeln zu lassen.

Des Pabstes geheimer Botschafter wählte zu Entledigung seines Geschäftes die glücklichste Zeit. Heinrich war, durch einen gefährlichen Sturz vom Pferde, zur Befriedigung seines Hanges zu rauschenden Vergnügen auf einige Zeit unfähig gemacht worden, und Margarethens zärtliche Liebe und sorgfältigste Pflege vermogte ihn, den Mangel derselben um so weniger zu ersetzen, weil eben jetzt eine unbefriedigte Leidenschaft für ein reizendes Fräulein in seinem Busen brannte. Nur voller Sehnsucht für die junge Schöne, die freilich nicht in das Gemach des kranken Königs zu zaubern war, da ihre Mutter ihr kaum erlaubte, seinen Hof zu besuchen, weil sie mit strenger Sorgfalt für den guten Ruf ihrer Tochter wachte, wurden Heinrichen die Bemühungen seiner Gemahlin, ihn aufzuheitern und

durch Liebkosungen seinen Schmerz zu lindern, öfters lästig.

Oft sehnte er sich nach Unterhaltung anderer Art, und ergriff aus langer Weile die Zügel der Regierung, die ihn des Pobstes geheimer Unterhändler, den Händen des Erzbischofs von Kölln zu entreissen ermahnte. Die Begierde, selbst zu herrschen, ergriff den jungen König mit solcher Allgewalt, daß er ohne Zögern sein Krankenzimmer zu einem geheimen Staatsrathe umschuf, in welchem er auf seinem Lager den Vorsitz führte.

Herbeygerufen durch Gregors Vertrauten, beschäftigte ihn der Gedanke: daß man vielleicht allgemein denken mögte, Engelbert gängelte ihn an einem Leitzaume sehr oft und unangenehm. Er beschloß zu zeigen, daß er sich nicht gängeln ließe, und, um dies dem Erzbischofe und allen seinen Räthen recht bald und fühlbar kund zu geben, war er in vielem aus keinem andern Grunde verschiedener Meinung mit ihnen, als damit er seine Alleinherrschaft behaupten mögte.

Seine Krankheit und die Schmerzen, mit welchen sie begleitet wurde, machten ihn unmuthig und eigenwillig, welches auf seine Rathschlüsse mächtigen Einfluß hatte. Was seiner Majestät durch den Kopf fuhr, wurde gethan, Engelbert und die andern Räthe mogten es dem

gemeinsamen Besten ersprießlich finden oder nicht. woraus Dir, lieber Leser! ohne weitere Erinnerung hervorgehen wird, daß im Staatsrathe in Heinrichs Krankenzimmer manches abgeurtheilt wurde, was nichts weniger als Engelberts Beyfall fand.

Der gute Erzbischof tröstete sich indessen mit der Hofnung: daß die Geschäfte nach Heinrichs Genesung einen andern Gang nehmen würden. Heinrich genas; Engelbert war aber öfters geneigt, seine Seele noch krank zu ahnden, weil er manchen seiner Einfälle und Beschlüsse mit den Forderungen des allgemeinen Besten so wenig vereinigen konnte, als mit dem Vortheile des abwesenden Kaisers. Wir glauben nicht, daß es Heinrichs Wille war, seinem Vater zu schaden; was ihm nachtheilig werden konnte, wollte er ohne Zweifel nur deshalb, weil es der Meinung Engelberts entgegen stand, deren Bestreitung er sich einmal zum Vorsatze gemacht zu haben schien.

Müde des ewigen Streites mit dem jungen Könige und verdrießlich, seinen besten Ueberzeugungen widersprochen zu hören, besonders aber aus Furcht: neben dem Zorn des Pabstes auch Heinrichs Unwillen auf sich zu laden; beschloß endlich der Erzbischof von Kölln, sich zurück zu ziehen, bis Kaiser Friedrich aus dem heiligen

Lande wiederkommen, und seinen Sohn zurück leiten würde in die Schranken, in denen er sich sonst bewegte.

Dies war es, was der heilige Vater zu Rom wünschte, weil er nun nicht nur Friedrichs Ansehen in Deutschland geschwächt, sondern auch zum Zwiste zwischen ihm und seinem Sohne den ersten Grund gelegt glaubte.

Heinrich fühlte bald die Schwere einer Würde, die ihm der Erzbischof Engelbert zuvor so getreulich hatte tragen helfen. Er sahe nach einer andern Stütze umher, und fand sie an dem Grafen Hugo von Rapperswyl, der sich ihm durch genaue Folgsamkeit gegen seine Befehle empfahl.

Graf Hugo war ganz der Mann, wie ihn Gregor brauchte. Er verband mit der Geschmeidigkeit, die so geschickt um allgemeine Gunst zu ringen versteht, seine List und die vollkommenste Ergebenheit für den heiligen Vater. Er ging in seinen Unternehmungen nicht rasch, sondern mit kühler Ueberlegung und sicher zu Werke; und überzeugt, daß es ihm nicht schwer werden würde, Heinrichen zu leiten, wohin es ihm gefiele, und des Pabstes Vortheil es wollte, hütete er sich sorgfältig, jetzt schon, wo es ihm noch zu früh dünkte, etwas zu unternehmen, was ihn dem Kaiser

oder seinen Getreuen hätte verdächtig machen können.

Die Berichte von Friedrichs Thaten in Palästina lauteten so vortheilhaft für ihn, daß Graf Hugo für nöthig hielt, andere und Friedrichs Rückkehr nach Europa abzuwarten, um zu sehen, wie er hier aufgenommen würde, und welchen Gang seine Angelegenheiten in Italien nähmen, denn die wenigen Vortheile, welche Gregors Schlüsselsoldaten, unter dem Befehle des Königs Johann von Jerusalem, errungen hatten, waren nicht so beträchtlich, um den Grafen Hugo, der Friedrichs Heldenmuth kannte, die Leichtigkeit übersehen zu lassen, mit welcher ihnen dieser Held, nach seiner Zurückkunft aus dem Morgenlande, die mühsam erkämpften Vortheile wieder entreissen würde. Auch bemerkte der Graf von Rapperswyl zu wenig Abneigung bey dem römischen Könige gegen seinen Vater, um öffentlich ihm entgegen zu handeln, und die Nahrung, durch die er ihr bald hinreichende Größe zu geben hoffte, stand ihm jetzt noch nicht zu Gebote.

Die nächste Zeit nach der Ankunft des Kaisers in Italien schien ihm zum Anfange seiner Unternehmung nicht schicklicher als die vergangene, denn Friedrich war wider Gregors

Krieger wirklich so glücklich, als der Graf von Rapperswyl vermuthet hatte. Der Friede, welcher nachher zwischen dem Kaiser und dem Pabste zu Stande kam, schob den herbeygewünschten Zeitpunkt noch weiter hinaus, und Graf Hugo begnügte sich, einstweilen Vorbereitungen zu machen.

Engelbert hatte, wie wir wissen, seinen Posten mit dem Vorsatze verlassen, sich nach Friedrichs Rückkehr wieder auf denselben zu schwingen; doch Veränderung der Umstände brachte auch Abänderung seines Vorsatzes hervor. Er fing an, sich nach der Ruhe zu sehnen, die für die mehresten Greise grössern Reiz hat, als das Leben am Hofe; und Eifer für das Beste des Reichs und des Kaisers stellte sich der Erfüllung dieser Sehnsucht nicht in den Weg, denn beyden fand Engelbert die Unternehmungen des Grafen von Rapperswyl mehr gemäß, als er gefürchtet hatte.

Den guten Greis schien, während des kurzen Aufenthaltes in seinem Erzstifte, der Scharfblick verlassen zu haben, der an den Höfen so nöthig ist, oder Graf Hugo war vielleicht in der Verstellung noch mehr geübt, als Engelbert in der Kunst, sie zu durchschauen. Engelbert sahe nur die öffentlichen Handlungen des Grafen von Rapperswyl, in die geheimen Cabalen desselben

drang sein Blick nicht, und durch diese arbeitete Graf Hugo immer nach seinem großen Zwecke hin.

Er suchte den Kaiser, gegen welchen des Pabstes Haß unversöhnlich war, ob er gleich jetzt in scheinbarem Frieden mit ihm lebte, auf andere Weise zu schaden, da ihm dieses durch Heinrichs Beyhülfe jetzt noch nicht gelingen wollte, ohne Zweifel leitete aber mehr eigner Vortheil als Ergebenheit für den heiligen Vater die ersten Schritte, die er nach diesem Ziele that.

Graf Hugo hatte eine Tochter, eine vollendete Schönheit, der man nicht ungestraft in das flammende Auge schauen konnte. Ottilie war in einem Kloster erzogen worden, aus welchem sie ihr Vater nach Heinrichs Hoflager kommen ließ. Was der Blitz ihres Auges auf Heinrichs feuerfängliches Herz wirkte, bedarf wohl keiner nähern Erörterung, weil es aus dem vorhergehenden schon bekannt ist, daß Heinrich durch minder schnell entzückendes Feuer in Flammen zu setzen war.

Ottilie kam aus den Mauern ihres Klosters mit Begriffen von der Unauflößlichkeit des Sacramentes der Ehe, und von der Todsünde einer ehelichen Untreue, wie sie ihr die Lehren einer eifrig und streng frommen Aebtissin hatten beybringen können, und Graf Hugo gab sich alle

Mühe, seine Tochter in ihren Grundsätzen zu befestigen, weil er sie zu seinem Plane vollkommen passend fand. Dieser bezielte nichts geringeres, als Ottilien durch Heinrichs Hand auf den römischen Königsthron zu heben, wozu ihm freilich wenig Hofnung übrig blieb, wenn Ottilie jene Begriffe mildern sollte.

Graf Hugo hatte eben die Ausarbeitung dieses Planes vollendet, als Margarethe von der fürchterlichen Krankheit befallen wurde, welche das Grab ihrer Schönheit war. In dieser fand Graf Hugo so viele Hofnung: sein Ziel zu erlangen; als nach Margarethens Genesung in der Folge, die ihre Krankheit zurückgelassen hatte.

Auf den letzten Bogen hast Du, theurer Leser! die Begebenheiten der zuletzt verflossenen fünf Jahre, in verschiedenen Abschnitten zerstückt gefunden; ein Verfahren, das uns nöthig schien, denn wir würden unsere Erzählung verwirrt, und den Gang derselben aufgehalten haben, wenn wir alle diese Begebenheiten nach chronologischer Ordnung gereihet hätten. Wir beschäftigen uns daher mit jeder von ihrem Anfang bis zu Ende ausschließend, und schmeicheln uns da-

bey, daß es Dir nicht schwer werden wird, sie chronologisch zu ordnen, im Fall Du geneigt seyn solltest, sie auch auf diese Art zu überschauen.

Uebrigens hoffen wir, daß es Dir ersichtlich seyn wird, wie alles, was Margarethen in den nächst folgenden Jahren betraf, natürliche Folge von den Ereignissen der zuletzt verflossenen war, durch die es vorbereitet wurde. Alles, was wir Dir bis jetzt erzählten, hatte mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß auf die Schicksale Margarethens, selbst die Unruhen in Oesterreich, deren Geschichte vielleicht einem Theile unserer Leser nicht gefallen möchte, ob es uns schon der Nachsatz auf dem Titel unseres Buchs ihre Erzählung auch dann erlaubt hätte, wenn sie von weniger wichtiger Wirkung auf Margarethen wären, als Dir, aufmerksamer Leser! der Verfolg ihrer Geschichte zeigen wird. Zu ihr kehren wir zurück!

Die Verwüstung, welche Krankheit in Margarethens Reizen angerichtet hatte, zog ihren Gemahl immer mehr von ihr hinweg zu Ottilien, die in der vollkommensten Blüthe der Schönheit prangte. Er bemerkte, daß sie ihm nicht abhold war; aber durch die Lehren ihrer frommen

Aebtissin und durch den Unterricht ihres Vaters wider die Verführung der Männer gestählt, verstattete das spröde Mädchen dem brennenden Heinrich kaum ihre Lilienhand zu küssen. Wie wenig war dies für ihn, dessen Wünsche so hoch flogen!

Ungeduld brachte wohl zuweilen in ihm den Gedanken hervor, der spröden Schönen in dem Umgange mit ihren gefälligen Schwestern zu vergessen; aber Liebe, vielleicht auch nur unbefriedigte Leidenschaft, flammte zu mächtig in seinem Busen, um jenen Gedanken zum Vorsatze reifen zu lassen. Ein einziger Feuerblick Ottiliens vernichtete ihn sogleich wieder, wenn er einige Festigkeit zu erhalten begann.

Heftigkeit und Stolz, die sich mit den Jahren immer stärker mit Heinrichs Charakter vermischten, rissen ihn bisweilen hin gegen die holde Gräfin von Rapperswyl mehr den König als den Liebhaber zu zeigen, und statt den Huldigungen, die dieser bringt, als jener zu begehren; freilich aber konnte er hierdurch nicht verbessern, denn Ottilie war mit ihrer Gewalt so wenig unbekannt, wie jedes schöne Mädchen, wenn sie auch aus dem frommsten Kloster den ersten Tritt in die Welt thun sollte. Er sahe, daß er Ottilien nicht gleichgültig war, überzeugte

te sich aber bald, daß er alle Hofnung aufgeben müßte, sie jemals nach seinen Wünschen zu leiten wenn er ihren Unwillen durch Herrscherstolz noch öfter wider sich reizte. Er vergaß daher eines Ranges, welcher in der Liebe, wenn nicht Eitelkeit ihr Grundtrieb ist, keinen Werth hat, und bemühte sich dagegen, andere Vorzüge, mit welchen ihn die gütige Natur so reichlich ausgerüstet hatte, in ein helles Licht zu setzen.

Ein girrender Schäfer wurde der stolze König bey Ottilien, gegen die er nichts von dem Verdrusse äußerte, den ihre Sprödigkeit ihm verursachte. Abwesend von ihr wurde aber hierdurch über sein ganzes Wesen so viel Mürrisches verbreitet; daß die Klagen über die üble Laune des Königs bald allgemein wurden. Graf Hugo war der einzige, der von ihm nichts zu erdulden hatte, denn sorgfältig hütete sich Heinrich, den Vater der schönen Ottilie unzufrieden mit sich zu machen, weil er hierdurch ihren eigenen Zorn auf sich zu laden fürchtete.

Am reichlichsten schüttete er seinen Unmuth über seine Gemahlin aus, ohne zu bedenken, wie gerechte Ursache sie über ihn zu zürnen hatte. Mit Härte und Ungestüm behandelte er sie oft, und verweigerte ihr sogar den Zoll der

schuldigen Achtung, den er ihr wenigstens bis jetzt noch gebracht hatte, obschon das Verblühen ihrer Reize die Rückkehr seiner Liebe auf immer verhinderte. Mit Sanftheit und stiller Ergebung erduldete Margarethe alles Ungemach, dem sie die Behandlung ihres Gemahls Preis gab; nie murrete sie gegen ihn, und nie machte sie ihm Vorwürfe; nur im geheim beklagte sie zuweilen den Verlust ihrer Schöne, weil sie sich bald überzeugte, daß sie mit derselben das einzige Mittel, Heinrich zu sich zurück zu führen, verloren hatte.

„O wie traurig — klagte sie oft an dem Busen ihrer trauten Sophie — wie traurig ist es, daß meinen Gemahl nur ein zufälliges Geschenk der Natur an mich fesseln konnte, ein Geschenk, dem ich nie hohen Werth gab, und das ich mir jetzt nur um meines Gemahls willen zurückwünsche. Was mir die Achtung anderer erwirbt; das Bestreben, so gut zu seyn, als ich Schwache es vermag; hat so wenig Werth für ihn als meine Liebe, die von keiner an Stärke übertroffen werden kann, und — Du weißt es, meine Sophie — und die auch damals nicht minder stark war, wo diese verfallenen fahlen Wangen noch voll und blühend, diese bleichen Lippen noch roth waren, und um mich her ein Heer leichtsinniger Männer versammelten,

die durch flammende Blicke Feuer unreiner Liebe oder Begierde: mich durch Wiedervergeltung an meinem Gemahl zu rächen, zu entzünden trachteten."

Heinrichs gänzliche Abneigung gegen seine Gemahlin blieb dem Grafen von Rapperswyl nicht verborgen, doch wurde sie ihm noch auf einem andern Wege bekannt als den andern Hofleuten. Heinrich handelte so unverstellt gegen Margarethen, daß allen, die ihn in ihrer Nähe sahen, seine Gesinnung gegen sie bekannt wurde, gegen den Grafen von Rapperswyl sprach er aber sogar oft von denselben, denn die List des Grafen hatte ihn nicht nur zu Heinrichs erstem und geheimen Rathe, sondern auch zu seinem Vertrauten erhoben. Offen hätte ihm Heinrichs Herz gelegen, wenn auch sein Blick nicht scharf genug gewesen wäre, selbst dann in seine Tiefen zu dringen, wenn es Heinrich vor ihm hätte verschließen wollen.

Daß Graf Hugo keinen Versuch machte, Heinrichs Gesinnungen gegen seine würdige Gemahlin umzustimmen, bedarf wohl keiner Erinnerung, da sie seinem zu Ottiliens Vortheile entworfenen Plane so erwünscht kamen. Er stellte sich, von Heinrichs Empfindungen für Ottilien nichts zu bemerken, und Heinrich selbst bes

fand nicht für gut, sie ihm kund zu geben, weil er sich nicht mit der Hofnung schmeicheln konnte, die Erreichung seines Wunsches durch die Vermittelung desselben erleichtert zu sehen.

Graf Hugo pflegte so oft über die Schändlichkeit der Väter zu eifern, die gewissenlos genug dächten, Unschuld und Ehre ihrer Töchter zeitlichen Gewinnsten aufzuopfern, daß der Gedanke: Graf Hugo möchte hierzu vielleicht selbst zu bewegen seyn; sich weit von dem König entfernte. Es blieb ihm also für das Gelingen zum Ziele keine Hofnung übrig, als Ottiliens Herz durch List zu beschleichen, wenn er es nicht durch ausdaurende Liebe zu besiegen vermögte.

Der vorhin erwähnte Eifer des Grafen von Rapperswyl war ein Glied der großen Kette, die seinen Plan umschloß; ein zweytes bestand in der Bemühung, in dem Könige den Gedanken an die Scheidung von seiner Gemahlin herbey zu führen, und ihm dann zu rathen, sich eine zweyte Gattin auszuwählen, die seinen Wünschen vollkommen zusagte. Er fand den König für seinen Rath nicht so empfänglich, wie er wünschte, vielleicht auch erwartet hatte, weil seine Wünsche ihn wahrscheinlich verleiteten, Heinrichs Liebe zu Ottilien für mächtiger zu halten, als eine andere Leidenschaft desselben.

Nicht nur ehrgeizig, auch geldgeizig war König Heinrich; vielleicht ein Fehler von seinem Vater geerbt, dem aber gewiß seine Begierde nach Gelde verzeihlich war, weil er dieses Metall so nöthig bedurfte, sich gegen die Menge seiner Feinde aufrecht zu erhalten.

Herzog Leopold hatte seiner Tochter einen reichen Mahlschatz bestimmt, der sich aber noch nicht in Heinrichs Händen befand, und für ihn zu mächtigen Reiz hatte, nur an eine Trennung von seiner Gemahlin zu denken, mit welcher der Verlust jener reichen Summe würde verbunden gewesen seyn.

Er entdeckte dem Grafen von Rappers-wyl diesen Abhaltungsgrund, seinen Rath zu befolgen, doch sagt die Geschichte nicht, ob er es ohne Schaamröthe vermogte. Graf Hugo fand Anfangs hierinnen Hindernisse sei-seines Plans, bald aber wußte seine immer rege Einbildungskraft ein Beförderungsmittel desselben heraus zu ziehen. Er wußte, daß der Herzog von Oestereich jetzt außer Stande war, eine so beträchtliche Summe auszuzahlen, als Heinrich für den rückständigen Mahlschatz an ihm zu fordern hatte, und augenblicklich bemächtigte sich seiner der Vorsatz: den König zu vermögen, daß er jetzt auf die Auszahlung derselben dränge. Graf Hugo hoffte hierdurch sich

selbst und dem heiligen Vater gleich grossen Vortheil zu verschaffen.

Er sahe den Unwillen des Königs voraus, der den Herzog von Oesterreich treffen würde, wenn er seine Forderung unerfüllt ließe — und nach seiner Vermuthung würde dies gewiß geschehen — er kannte ferner Friedrichs schnell aufbrausende Hitze, vermuthete, daß ihn das Dringen seines Schwagers zum Unwillen reizen würde, den er durch geheime Vertraute immer mehr zu entflammen gedachte, unterdessen er selbst bey dem römischen Könige nach dem nemlichen Zwecke hin arbeitete. Gegenseitig immer mehr wachsende Verbitterung mußte nothwendig beyde Schwäger verzwisten; und gleich zuversichtlich erwartete dann Graf Hugo, Margarethens Verstossung und den Abfall des Herzogs Friedrich von der Parthey des Kaisers.

Ein schlauer Hofmann sucht, wo möglich, zwey oder mehrere Pläne mit einemmale auszuführen; so auch der Graf von Rapperswyl. Sobald er den König zur Beystimmung seines Vorschlages bewogen hatte, nannte er ihm den Abt von Sankt Gallen, der sich einst des Grafen Feindschaft zugezogen hatte, als den brauchbarsten Mann zur Gesandschaft nach Wien, weil Herzog Friedrich wahrscheinlich zur Auszahlung nicht sogleich willig seyn mögte, und daher

eine so eindringende Beredsamkeit, wie sie Abt Konrad besäße, das erste Erforderniß des Gesandten an ihn wäre, wenn er nicht mit leerer Hand wider zurückkehren sollte.

Auf den römischen König machte dieser Rath des Grafen Hugo um so schneller tiefen Eindruck, weil er seinen Schwager nach sich maß, und das Gefühl sehr lebhaft in ihm wurde: wie schwer es ihm an Friedrichs Stelle werden würde, sich von einer so grossen Summe zu scheiden, als der Abt von dem Herzoge von Oestereich fodern sollte. Nur dann gab König Heinrich gern Geld aus, wenn er seinen Durst nach rauschenden Freuden dadurch befriedigen konnte.

(Zimmer auf der herzoglichen Burg zu Wien.)

Herzog Friedrich, Theodore,

(nachher)

ein Knappe, Abt Konrad von St. Gallen.

Friedrich.

Wie gut, theure Mutter, ist es, daß mir mein unvergeßlicher Vater einen so wohl gefüllten Schatz hinterließ!

Theod. Und wie noch besser, daß mein Sohn einen so würdigen Gebrauch von demsel-

ben zu machen versteht! Ist es den Abgeschiedenen vergönnt, herabzublicken auf ihre Zurückgelassenen: so wird der verklärte Geist Deines Vaters sich freuen, und Segen über Dich am Throne dessen erflehn, zu welchem sich mein Herz in heissem Gebete empor schwingt. In der reichsten Fülle müsse er über Dich kommen; und gewiß wird mein Flehen erfüllt werden, denn so viele vereinigen sich mit mir zu gleichem Zwecke.

Fried. Mutter, welche große Belohnung liegt in dem Bewußtseyn: Leiden gelindert zu haben!

Theod. Wie so treflich zeichnet sich auch diese seligste der Freuden vor jeder andern aus durch die ewige Dauer ihres beglückenden Genusses! Keine gleicht ihr hierinnen, denn schnell schwinden die mehresten Freuden dahin, und nur wenige lassen in unserm Busen ein süßes Nachgefühl zurück; bey vielen Handlungen, bey denen man den Namen Freunde entweiht, tritt, nach verflogenem Rausche, Schmerz und Reue an die Stelle des genossenen Vergnügens.

Fried. Beschämt sinkt mein Blick vor dem Eurigen zu Boden, denn auch ich jagte oft den Freuden der letzten Art nach, und hasche noch nach ihnen, ob mich gleich Erfahrung ihren Unwerth hat erkennen lassen.

Theod. Fehlern des Leichtsinns muß nicht strenge Rüge folgen. Unedler Handlungen halt ich meinen Sohn nicht fähig, und riß ihn jugendliche Raschheit auch zuweilen zu solchen hin, die strenges Urtheil nicht billigen kann, so sind sie nun gewiß abgebüßt und ersetzt.

Fried. Still, liebe Mutter, Ihr wisset, daß ich ein wenig stolz bin; fürchtet Ihr nicht diese Leidenschaft zu nähren?

Theod. Ich fürchte es nicht, mein Sohn, ich hoffe es. Glücklich werden deine Unterthanen seyn, wenn der edle Stolz: Gutes zu thun; Dich oft zu ähnlichen Handlungen treibt; und das wird er gewiß, denn die Art, wie sich Deine schöne That belohnt, wird Dich zu ähnlichen auffordern. Wahr ist es, viele Menschen entehren sich durch Undank, aber sey versichert, daß der Dank nie ganz ersterben wird, der Dich jetzt von allen den Bürgern und Landbewohnern lohnt, die Du durch milde Spenden in den Stand setztest, ihre zerstörten Wohnungen wieder hervorgehen zu lassen aus dem Schutte, und ihre verheerten Felder, gedüngt durch das Blut ihrer Verwandten, wieder zu bauen. Sie werden Dich Deinen Kindern zeigen, und ihnen sagen: dieser war es, der uns Verarmten ein Obdach gab, und uns durch seine Milde vor dem Hungertode schützte; und diese Kinder wer-

den dann wieder auf Dich zeigen, wenn sie ihre Säuglinge den Vaternamen lallen lehren.

Fried. O genug, Mutter, erhebt die Erfüllung meiner Pflicht nicht zu hoch!

Theod. (ihn umarmend) Und Du, mein Sohn, verbirg die schöne Thräne nicht, die auf Deine Wange herabträufeln wollte, denn sie ziert auch das Auge des Helden. Wohl Dir und Deinem Lande, wenn Du nie aufhörst, solcher Thränen fähig zu seyn!

Ein Knappe (eintretend). Der Abt von Sankt Gallen nahet sich Eurem Zimmer.

Fried. Zur ungelegenen Zeit; doch er mag kommen! (der Knappe ab.)

Theod. Gebe Gott, daß uns dieser Abgesandte des Königs gute Botschaft von unserer Margarethe bringt!

Konrad. (im Hereintreten) Freundlichen Gruß und Gottes Segen zuvor! (zu der Herzogin) Aber wie, gnädige Frau, ich finde Euch weinend!

Theod. Willkommen, hochwürdiger Vater und werther Freund, der mich an dem Hofe meiner Mutter so reizvoll unterhielt, und zu Straubingen tröstete, als ich mit einem Herzen voll Kummer an dem Siechlager meines Gemahls saß.

Fried. Willkommen Herr Abt! Welche Botschaft führt Euch zu mir?

Konr. Die Ursache meiner Sendung wird Euch, gnädiger Herr, dieses Schreiben des Königs, meines Herrn, sagen (übergiebt es ihm, Zu Theodoren) Nehmt meinen wärmsten Dank, Frau Herzogin, für diesen schönen Empfang, der mir für die Fortdauer Eurer schätzbaren Freundschaft bürgt. Süßes Nachgefühl gewährte mir oft die Erinnerung an die glücklichen Tage, wo ich die würdige Mutter unserer treflichen Frau Königin kennen lernte.

Theod. Erhaltet einen Beweis, daß meine Achtung und mein Vertrauen zu Euch seitdem nichts verlor, indem ich Euch Rechenschaft von den Thränen gebe, nach deren Ursache Ihr forschet. Freude über meinen Sohn lockte mir Zähren in die Augen, denen aber Thränen bitterer Wehmuth folgten, als ich Euren Namen hörte, und nun an meine Tochter, die römische Königin, dachte. Was macht die Gute?

Konr. Sie duldet, schweigt, und harret glücklicherer Zeiten.

Theod. Ach diese werden noch fern von ihr seyn! Alter, gab sie Euch nichts an mich mit?

Konr. Hier diesen schriftlichen Beweis ihrer Sanftheit, ihrer Ergebung in ein widriges Geschick.

Theod. (das Schreiben erbrechend) Verzeiht der Ungeduld der Mutter, von ihrer leidenden Tochter zu hören.

Fried. (indem sich ihm der Abt nähert) Hat mein Herr und Schwager nichts von den traurigen Verwüstungen meines Landes gehört?

Konr. Unfehlbar ist seiner Majestät nicht verborgen, was ganz Deutschland weis.

Fried. Und dennoch diese Forderung jezt, wo es mir so unmöglich ist, sie zu erfüllen! Wisset, Herr Abt, ich bin jezt ganz arm; diesen Morgen wurde mein Schatz völlig ausgeleert.

Konr. Dafür, gnädiger Herr, seyd Ihr reich an Segen Gottes, herabgesieht von den Tausenden Eurer Unterthanen, denen Eure Milde die Verwüstungen vergessen machte, die ihnen ihr Eigenthum raubten. Auf dem Wege hierher sahe ich, wie mancher fröhlich an die Bearbeitung seines Feldes ging, oder den Grundstein zu einer neuen Wohnung legte, und dabey Gott und seinem gütigen Landesfürsten für die erhaltene Hülfe dankte. Ich sahe es, und vereinigte mich mit dem dankbaren Volke zum Gebete um Segen für Euch.

Fried. Wohl, so sagt dem Könige, meinem Schwager: daß die Pflicht, meinen bedrängten Unterthanen zu helfen, meinen Seckel bis auf den Boden geleert hätte; sagt ihm, daß ich über-

haupt, statt dieses unerwarteten Schreibens, eher das Versprechen von ihm vermuthet hätte: sein Betragen gegen seine Gemahlin, meine geliebte Schwester, hinfort zu ändern, und ihr zu begegnen, wie es einem wackern Ehegatten geziemt, und ein so gutes treues Weib, wie die Königin, meine Schwester, verdient. Ich will ihm alles dieses in einem ernstlichen Schreiben selbst sagen, und würde es ohnehin gethan haben, denn nur allzuwohl weis ich, was meine Schwester erduldet, ob gleich sie noch nie über ihren Gemahl klagte.

Sehr wohl wußte der Abt von Sankt Gallen, daß ihn der Graf von Rapperswyl dem Könige blos deshalb zum Gesandten nach Wien vorgeschlagen hatte, um ihm, dem der Graf nicht gewogen war, des Königs Gunst zu rauben. Graf Hugo hoffte, daß der Unwille des Königs, wenn Herzog Friedrich die Erfüllung seiner Forderung verweigerte, zum Theil auf den Abt von Sankt Gallen zurückfallen würde, und der Abt fürchtete dies ebenfalls schon vor seiner Reise nach Wien, denn der König hatte ihm zu schweigen geboten, sobald er die Vorstellung wagte, daß es dem Herzoge von Oesterreich jetzt un-

mittelbar nach einem verwüstenden Kriege wahrscheinlich an Gelde mangeln würde.

Zwey Tage verweilte er sich in Wien, dann machte er sich wieder nach dem Hoflager des Königs auf, versehen mit einem Ermahnungsschreiben an ihn, und mit Trostbriefen an Margarethen. Geleitet von dem Rathe seiner Mutter, hatte Friedrich in dem erstern weniger hart gesprochen, als sich seine Heftigkeit Anfangs hingerissen fühlte, aber alle Stärke des Ausdrucks, deren er fähig war, angewendet, den König zu milderer Behandlung seiner Gemahlin zu vermögen. Er bat den Abt von Sankt Gallen, durch das Feuer seiner Beredsamkeit den Eindruck tiefer zu machen, den, nach seiner Hoffnung, das Schreiben an den König wirken würde, und der wackere Abt versprach dies aus vollem Herzen, ließ sich auch aus Furcht vor dem Gedanken an des Königs Ungnade nicht schrecken.

Konrads Beredsamkeit, die der Graf von Rapperswyl dem Könige als die Ursach nannte, warum er ihn zum Gesandten an den Herzog von Oesterreich besonders geschickt fand, wurde dem Grafen schädlich.

Graf Hugo befand sich auf einige Tage abwesend von dem Hoflager des Königs, als der Abt von Sankt Gallen dahin zurückkehrte. Besorgt für Margarethens Ruhe, kam dieser Zu-

fall dem Abte sehr erwünscht. Er wußte, daß Heinrich nicht unempfindlich, daß er lenksam war, und daß es lediglich auf seinen Leiter ankam, ob er ihn zum Guten oder zum Bösen führen wollte. Die Begierde: selbst und allein zu herrschen; die ihm vor einiger Zeit angewandelt war, machte Konrads Glauben an seine Lenksamkeit nicht wankend, und wirklich ließ sich auch jetzt Heinrich eben so wohl leiten, als da ihn jener Vorsatz noch nicht belebt hatte. Im ersten Aufbrausen seiner Leidenschaften wäre es zwar vergebenes Bemühen gewesen, ihn führen zu wollen, wenn sie aber wieder zurückgetreten waren in die verlassenen Schranken, war Heinrichs Ohr gutem Rathe nicht verschlossen, nur blieb er ihm freilich selten lange gegenwärtig.

Kenntniß von Heinrichs Charakter erlaubte zwar nicht dem Abte die Hofnung: ihn zu einem so guten liebevollen Gatten umzuformen, wie er ihn Margarethen so herzlich wünschte, doch schmeichelte er sich wenigstens, ihn zur Achtung gegen seine Gemahlin zurück zu bringen, wenn er sich auch des Staatsvortheils als des ersten Mittels bedienen sollte, ihn auf diesen Weg zu führen.

Der Abt erschien vor dem König, und begann mit dem Versuche, sein Herz durch Erzählung der neuesten Begebenheiten in Oesterreich zu

sanften Empfindungen zu schmelzen, neugierig aber nach der Antwort seines Schwagers, hörte Heinrich wenig auf diese Erzählung, sondern fragte nur nach Friedrichs Schreiben. Konrad überreichte es ihm; doch der König legte es zornig hinweg, ehe er es noch bis zum Ende gelesen hatte. Es mußte freilich seine Heftigkeit aufregen, da er darinnen so ganz nichts von dem fand, was er suchte, dagegen aber Ermahnungen, die ihn so unerwartet als ungelegen kamen.

Mit großen Schritten maß er das Zimmer einigemal, indem er seinen Unwillen über den Herzog von Osterreich ausbrechen ließ? Der Abt schwieg, und trat auf die Seite, des Königs hastigen Schritten nicht in den Weg zu kommen.

Laßt doch sehen! welche Weisheit und Sittensprüche unser Schwager noch durch sein langes Schreiben auszukramen beliebt — rief er jetzt aus; warf sich auf einen Sessel, langte nach dem von sich geworfenen Schreiben, und fuhr fort, es zu lesen.

Der Anfang seines Briefes war dem Herzog Friedrich, ohne Zuthun Theodorens, aus der Feder geflossen; dahingegen die Fortsetzung desselben mehr das Werk der letztern als sein eigenes war, und sich daher von jenem durch

Milde

Milde des Ausdrucks auszeichnete, und hierdurch seines Zweckes nicht verfehlte.

Nicht mit Ruhmredigkeit, aber freimüthig erinnerte Friedrich seinen Schwager an die mannichfachen Beweise, welche sein entschlafener Vater dem Kaiser von seiner Treue und seinem Eifer für sein Bestes gegeben hatte; versicherte ihn seiner eigenen unwandelbaren Ergebenheit für denselben; sprach von Margarethens beyspielwürdigem Betragen gegen ihren Gemahl; und schloß mit der Vorstellung: wie gewiß Margarethe durch dies alles die Achtung verdiente, welche jede Frau von ihrem Gemahle zu fordern berechtiget wäre, wenn sie sich ihrer nicht durch eigene Schuld verlustig machte.

Unleugbar hatte sich der verstorbene Herzog Leopold um den Kaiser grosses Verdienst erworben, was Heinrich auch nicht verkannte. Die Macht der Wahrheit behauptete ihr Recht über ihn; er fühlte, daß er gegen Margarethen und ihren Bruder gleich unbillig gehandelt hatte, fühlte besonders, daß nur ein Unmensch Friedrichen über die verweigerte Auszahlung tadeln könnte, weil sie einen so edeln Bewegungsgrund hatte.

Diese Gefühle durchwebten ihn, nachdem er Friedrichs Brief ganz gelesen hatte, und ihn

nur mit jenen beschäftigt, noch eine Zeitlang in der Hand hielt. Abt Konrad las in seinem Blicke, und zögerte nicht, die Bitte des Herzogs von Oesterreich zu erfüllen, da er den König jetzt in einer so glücklichen Stimmung sahe, ihn anzuhören. Er ging von dem Standpunkte aus, von welchem er vorher erwogen hatte, daß er ihn dem Ziel am sichersten nähern würde, setzte die Verdienste des Hauses Oesterreich um das Hohenstaufische lichtvoll und deutlicher aus einander, als es Friedrich selbst, aus Bescheidenheit, hatte thun wollen, und gab dem Könige vorzüglich zu bedenken, wie äusserst nachtheilig es für ihn und seinen Vater seyn würde, wenn Herzog Friedrich die Parthey verließe, welcher seines Vaters unwandelbare Treue so viel gefrommet hätte.

Es ist Euch, gnädigster Herr — sagte er unter andern — so wenig verborgen als mir, daß der Friede zwischen dem heiligen Vater und kaiserlicher Majestät nicht von der längsten Dauer seyn wird; daß Pabst Gregor, der sich gegen Euren großen Vater so unväterlich beweist, wenigstens im geheim immer sein Feind bleiben wird, wenn er auch die Waffen nicht wieder öffentlich ergreifen sollte. Die Städte des lombardischen Bundes trösten sich noch immer des Rathes Gregors, den er ihnen fürwahr nicht

geben sollte, da sie Feinde kaiserlicher Majestät sind. Denkt Euch, gnädigster Herr, den Fall, daß die Empörer in Neapel und Sicilien, vielleicht von auswärtigen Mächten unterstützt, verbunden mit den aufrührischen Lombarden, Euren grossen Vater so eindrängen sollten, daß ihm Hülfe aus Deutschland nöthig wäre — (und ist ein solcher Fall, bey allem Heldenmuthe, der unsern gnädigsten Herrn beseelt, nicht möglich?) — würdet ihm Ihr wohl die bedürfende Hülfe zuführen können, wenn Herzog Friedrich, als der Herr von Krain, im Einverständniß mit dem Grafen von Tyrol, Euch den Weg nach Welschland verlegte? Schon dies allein macht Euch die Freundschaft des Herrn Herzogs äusserst wichtig, doch ist sie es in Absicht auf Deutschland nicht minder; wird Euch aber wohl die Freundschaft des liebevollen Bruders meiner gnädigsten Frau Königin gewiß seyn, wenn Ihr ihn noch ferner zu Beschwerden Veranlassung gebt? Kann Herr Friedrich seinem Könige treu bleiben, wenn er nicht zugleich in ihm den Schwager schätzt?

Konrads Worte blieben nicht ohne Eindruck. Die Abwesenheit des Grafen von Rapperswyl erlaubte ihm zu wiederholen, was er einmal gesagt, nicht wirksam genug glaubte; und zu

fest hatte sich Heinrich nach und nach von dem Werthe der Freundschaft Friedrichs überzeugt, als daß sich Graf Hugo nach seiner Heimkehr hätte schmeicheln können, ihn zum Bruche derselben und zur Trennung von Margarethen zu überreden.

Bey allem geäusserten Eifer über eine Unart ehrgeiziger Väter hätte es sich Hugo vielleicht dennoch erlaubt, durch Vermittelung seiner Tochter, sich auf eine andere Art den Weg zu hohen Würden und großen Lehen zu bahnen, als den er sich Anfangs vorzeichnete, allein Erinnerung an den wankelmüthigen Charakter des Königs zeigte ihm die Unsicherheit desselben, wodurch er abgehalten wurde, ihn zu betreten.

Da er den Pabst zum Freunde hatte, glaubte er, Heinrichs Trennung von Ottilien nicht befürchten zu müssen, wenn sie seine Gemahlin wäre; für unvermeidlich hielt er sie aber nach Heinrichs Gesinnungen, wenn ihn nur Liebe an seine Tochter bände. Verschwand diese, so mußte er ahnden, in Ottiliens Fall verwickelt zu werden; erhalten konnte er sich hingegen in Heinrichs Gunst, und auf höhere Stufen sich schwin-

gen, wenn er sich dieselbe nur durch seine Dienste erwarb.

Dies wurde jetzt sein Plan, damit er aber nicht vielleicht durch Heinrichs Leidenschaft für Ottilien und durch seinen Unwillen: ihm nie entsprechen zu sehen; den Graf Hugo zwar nicht fühlte, aber doch erlauschte, zerrüttet werden möchte, beschloß er seine Tochter von Heinrichs Hofe zu entfernen, ging aber hierbey klüglich zu Werke, weil ihm im entgegen gesetzten Falle Heinrichs Zorn ebenfalls drohete.

Der Graf von Toggenburg warb um Ottiliens Hand, und Hugo entschloß sich, seine Absicht, die bis jetzt freilich nicht mit der seinigen zusammen gestimmt hatte, zu begünstigen. Auf ihres Vaters Geheiß begleitete Ottilie eine Freundin auf das Land; den Tag ihrer Abreise bestimmte ihr Vater zur Ausführung eines Vorhabens, das bey einem weniger veränderlichen Manne, als König Heinrich war, nicht ohne Schwierigkeiten gewesen seyn würde.

Auf eine Art, die den Schein des Absichtlichen vermied, machte er den König mit einem Fräulein bekannt, die Ottilien an Schönheit gleich kam, durch ihre Begriffe von Liebe und Ehe sich aber von ihr unterschied. Durch sie gelang es ihm, Ottiliens Bild aus Heinrichs Gedächtniß zu verwischen. So bald er sich

zu erzeugt hatte, daß sich jetzt das schöne Fräulein an Ottiliens Stelle befand, die sie aber freylich mehr nach Heinrichs Wunsche ausfüllte, als diese, rief er seine Tochter von der Burg ihrer Freundin zurück, vermählte sie eilend mit dem Grafen von Toggenburg; und Heinrich, ausschließend mit Ottiliens Nachfolgerin beschäftigt, blieb hierbey gleichgültig, und schien es sogar nicht ungern zu sehen, daß die Gräfin von Toggenburg, nachdem sie diesen Namen seit wenigen Tagen angenommen hatte, ihren Gemahl in sein Land begleitete. Vielleicht empörte es Heinrichs Eitelkeit, daß die unbesiegte Ottilie länger an seinem Hofe triumphirte.

Der Graf von Rapperswyl rieth nun dem Könige nicht mehr, sich von seiner Gemahlin zu scheiden, auch änderte er seinen Plan in Absicht des Herzogs von Oesterreich. Er wollte ihn jezt mit dem römischen König verbinden, und beyde wider den Kaiser Friedrich bewaffnen, doch verschob er die Ausführung dieses Vorhabens noch auf einige Zeit. Ein großer Plan, wenn er gelingen soll, fordert lange Vorbereitungen; ein Grundsatz, den Graf Hugo nicht vergaß.

Die Eintracht zwischen dem römischen Könige und dem Herzoge von Oesterreich zu befestigen, bemühte sich der Graf von Rapperswyl alles Ernstes, Margarethens Bestes bey ihrem

Gemahle zu befördern. Er verwahrte sich wider den Vorwurf tadelhaften Wankelsinnes in seinen Meinungen, durch die Aeusserung: daß der Herzog von Oesterreich entweder Heinrichs wahrer Freund, oder sein erklärter Feind seyn müsse; und bewies, daß er in beyden Fällen seine Vergrösserung befördern könnte; in dem ersten durch seine Hülfe, im zweyten auf seine Kosten. Da der König für den ersten entschieden hatte, fand es Graf Hugo erspießlich, die Bemühungen desselben: sich durch achtungsvolles Betragen gegen seine Gemahlin ihres Bruder Freundschaft zu erhalten; zu rühmen; eine bescheidene Weise, den König zur Fortsetzung der bessern Behandlung Margarethens zu ermahnen — und Hugo bewirkte hierdurch wirklich, was er bezweckte. Öffentlich gab jetzt Heinrich Margarethen Beweise seiner Achtung, statt daß sein Benehmen gegen sie vor wenig Wochen jedem Augenzeugen bewiesen hatte, daß er mit ihr in erklärtem Unfrieden lebte.

Laue, oft nur gezwungene Achtung konnte freilich einer Gattin nicht genügen, die für ihre ungeheuchelte heisse Liebe Erwiederung, durch gleiche Gefühle wünschte. Als Heinrich durch Staatsklugheit zu seiner Gemahlin zurückgeführt wurde, schmeichelte sie sich, unbekannt mit der Ursache seiner Rückkehr, mit der Hofnung:

ihn ganz wieder zu erhalten; wurde aber bald überzeugt, daß dieser Hofnung nie Erfüllung werden würde. Sie besaß in ihrem Gemahle aufs höchste nur einen freundlichen ehelichen Herrn, nicht den zärtlichen Gemahl, nach welchem ihre Liebe sich sehnte, und dessen ihr Herz so vollkommen würdig war.

Nach dem Verluste eines großen Gutes preisen wir uns oft glücklich, wenn wir nur einen Theil desselben wieder erhalten — so auch Margarethe. Gab es schon Augenblicke, wo sie mehr wünschte, als sie besaß: so war sie doch gewöhnlich zufrieden, daß ihr von Heinrichs Liebe wenigstens seine Achtung und Freundschaft übrig geblieben war. Besonders beruhigte sie der Gedanke, daß nichts ihr diese würde rauben können, da sie hingegen seine Liebe nur abwechselnd besessen hatte.

Margarethe selbst hatte sich gegen ihren Bruder nie über Heinrichen beklagt, nur einige ihrer Frauen und Diener hatten dies gethan, hingerissen von theilnehmendem Mitleid gegen ihre verehrte Königin und von dem Bestreben: ihre Lage zu verbessern; jetzt schwiegen sie, denn nur der vertrauten Sophie war das Verhältniß zwischen Margarethen und ihrem Gemahl genau bekannt; die Uebrigen, vom äussern Scheine getäuscht, hielten es für inniger und zärtli-

licher, als sie es gefunden haben würden, hätten sie in den Busen des königlichen Paares, oder nur in das Innere ihres Gemaches zu blicken vermogt.

Hergestellt war also das gute Verständniß zwischen dem römischen Könige und dem Herzoge von Oesterreich, und der Graf von Rapperswyl, samt seinen Helfern, die sich auf des Pabstes Geheiß um beyde junge Fürsten lagerten, zweifelte nicht, daß er sie noch inniger würde verbinden, und zum Vortheile des Pabstes bewaffnen können, so bald es ihm gefiele.

Man bemühte sich, den römischen König mit seinem Vater in Uneinigkeit zu bringen, und in dem Herzoge von Oesterreich die Eroberungesucht zu verstärken, die ohnehin in jedem kriegerischen Fürsten lebt.

König Heinrich war schon in seiner frühen Kindheit von seinem Vater getrennt worden, welches vielleicht bey beyden die gegenseitige Liebe verminderte, ihre Herzen einander entfremdete, und einen gewissen Grad von Gleichgültigkeit hervorbrachte, der das sanfte Band zwischen Vater und Sohn unter ihnen beynahe aufhob. Man machte rastlose Versuche es ganz zu zer-

reissen — konnte sie in dieser Lage der Dinge wohl mißlingen?

Friedrichs zweyter Sohn von Jolanten, der Tochter des Königs von Jerusalem, Prinz Konrad, lebte seit seiner Geburt immer nahe um seinen Vater. Friedrich war ein gütiger Vater seiner Kinder, Konrad ein sanfter Jüngling; gegenseitige Beweise inniger Liebe, wozu ihnen beynahe ununterbrochener Umgang Gelegenheit gab, verkettete beyde immer inniger und brachte unter ihnen ein Verhältniß hervor, das sich von dem zwischen dem Kaiser und seinem ältern Sohne freilich merklich unterschied.

Es war des Grafen Hugo eifrigstes Bestreben, den König zu Handlungen und Unternehmungen zu verleiten, von denen sich voraus sehen ließ, daß sie den Beyfall des Kaisers nicht finden würden, weil sie oft seinem Vortheil genau entgegen standen. Da wir keine Regierungsgeschichte des Kaisers oder seines Sohnes schreiben, liegt genauere Darstellung der Staatshandlungen, durch welche Graf Hugo und seine Genossen beyde zu veruzwisten strebten, ausser unserm Plane; es ist genug, wenn wir Euch, liebe Leser! nach dem Zeugnisse der Geschichte berichten, daß Heinrich in Deutschland mancherley that, dessen Wider-

rufung Friedrich nöthig fand, sobald die Nachricht davon zu ihm nach Italien kam.

Indessen Hugo dem Könige durch solche irrige Handlungen das Zutrauen seines Vaters entzog, machte er diesen verdächtig bey seinem Sohne, welchem er immer sehr viel von Friedrichs übergroßer Liebe für den Prinzen Konrad zu erzählen wußte. Die Ermahnungsschreiben des Kaisers an seinen Sohn: in seinen Handlungen nicht dem verkehrten Rathe böser Leute zu folgen; vermehrten sich, und Heinrich fand die harten und bittern Ausdrücke derselben der gerühmten zärtlichen Liebe Friedrichs für seinen Sohn Konrad genau entgegengesetzt. Er vergaß, daß Konrad nicht gleich viel Veranlassung zum Mißvergnügen gab; und weit entfernt, in seinen Staatshandlungen etwas Tadelhaftes zu sehen, fand er in den Schreiben seines Vaters nur Beweise ungerechter Abneigung wider ihn und tadelnswerther Vorliebe für seinen jüngeren Bruder. Er wurde argwöhnisch gegen Friedrichen und Konraden; begann zu besorgen, daß Friedrichs partheyische Liebe für diesen Lieblingssohn ihm nachtheilig werden, und dem geliebtern Sohne neben dem Königreich Jerusalem auch Neapel und Sicilien zuzuwenden suchen mögte. Es mißfiel ihm ohnehin oft,

daß er in den beyden letztern Reichen so gänz nichts zu sagen hatte, ob er schon König derselben war.

Graf Hugo ließ nichts unbenutzt, das Feuer anzufachen, das sich in Heinrichs Brust entzündet hatte. Heinrich zitterte für den Besitz seiner Länder; jedes Schreiben seines zürnenden Vaters; und jede Nachricht von der auszeichnenden Liebe desselben für Konraden gab seiner Furcht reichliche Nahrung; und so brachten ihn endlich des Pabstes heimliche Unterhändler an den Rand des Abgrundes, in welchen ihn Gregor mit seinem Vater zugleich zu stürzen gedachte.

Man suchte die Furcht in ihm zu wecken: daß Sicilien und Neapel nicht nur für den Kaiser, sondern auch für ihn verlohren gehen würden, wenn die harten Bedrückungen des erstern die verzweifelnden Bewohner noch länger zur Unzufriedenheit und zur Empörung reizten. Dagegen machte man ihm gewisse Hofnung, daß sich die Bedrängten, so bald er in ihre Mitte träte, freudig und getrost in seine Arme werfen auch viele von den Städten des lombardischen Bundes sich für ihn erklären, und als ihren unumschränkten Herrn erkennen würden, wenn er ein deutsches Heer nach Italien führte.

Gregor selbst schrieb ihm, versprach ihm, einem frommen Sohne der Kirche, der sich nicht nach dem bösen Beyspiele seiner Väter wider diese gütige Mutter empörte, die thätigste Unterstützung. Gregor glaubte sich um so weniger verbunden, den Frieden zu halten, da Friedrich die Bedingungen desselben ebenfalls nicht erfüllt, und dem Pabste die Summe nicht bezahlt hatte, die ihm in den Friedensartikeln zum Ersatz der aufgewendeten Kriegskosten war bestimmt worden. Er unterließ nicht, dies gegen den römischen König zu erwähnen, um ihn vor dem Verdachte zu bewähren, daß er gegen ihn vielleicht nicht aufrichtiger handeln mögte als gegen seinen Vater.

Treue und Empörung lagen jetzt bey Heinrichen auf der Waage, neben jener die Furcht, seine Erbreiche zu verlieren, neben dieser die Hofnung, sie durch reiche Besitzungen zu vergrößern, vielleicht sich zum Herrn von ganz Italien machen zu können — wie war es möglich, daß die Waage lange schwanken konnte? Die Schaale der Empörung sank.

Es war in Regensburg, wo Heinrichs Vorsatz: mit Hülfe der deutschen Fürsten ein mächtiges Heer nach Italien zu führen; fest wurde. Voll feurigen Eifers für seinen Plan wollte er ohne Zögern einen Reichstag zusammen berufen,

auf demselben sein Vorhaben öffentlich kund geben, und zur Theilnahme auffordern; ein Wink des Grafen von Rapperswyl zeigte ihm aber bald, daß er durch dieses allzurasche unüberlegte Verfahren seinen Plan auf immer vereiteln könnte, worauf Heinrich durch geheime Unterhandlungen auszuführen beschloß, was er freilich nach seinen ersten Gedanken schneller zu vollenden gehofft hatte.

Die mächtigsten Fürsten des Reichs mußte er zuerst in seinen Plan zu ziehen suchen, von diesen befand sich aber, ausser dem Herzoge Otto von Bayern, keiner in Regensburg gegenwärtig.

Mit diesem machte Heinrich den ersten Versuch, allein er mißlang. Die Treue des Herzogs von Bayern gegen den Kaiser konnte durch nichts erschüttert werden. Dieser ungünstige Anfang seines Unternehmens schwächte den Muth des Königs, und verminderte seine schöne Hofnungen um vieles, bald aber erhielten beyde neue Nahrung.

Gregors geheime Unterhändler hatten der Herrschbegierde Heinrichs wirklich mit der Hofnung geschmeichelt: sich zum Könige von Italien empor schwingen zu können; und Heinrichs Einbildungskraft verlor sich in dieser zauberischen Aussicht, ohne von der Erinnerung: daß die

Staatsklugheit der Päbste keinen der italienischen Fürsten allzumächtig werden ließe; aus ihrem Taumel erweckt zu werden. Jezt ereignete sich ein Umstand, der ihm die Krone, nach welcher er sich sehnte, schon sehr nahe zeigte.

Die Mailänder, diese unversöhnlichsten und mächtigsten Feinde Friedrichs unter allen lombardischen Städten, schickten Gesandte nach Deutschland, dem römischen Könige die Herrschaft über sich anzubieten. Sie versprachen, ihm in Mailand die eiserne Krone aufzusetzen, und baten ihn, nach Friaul zu kommen, wo sich ihr Podesta einfinden würde, ihm im Namen aller Bürger zu huldigen, und sich mit ihm über den Plan zu ihren Unternehmungen berathen.

Erfreut über diese fröhliche Botschaft, und von dem Pabste aufs neue lebhafter Unterstützung versichert, eilte der König nach dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte, wo er den Podesta von Mailand, den Grafen Curtenova, fand, welcher ihm feierlich huldigte, und das Versprechen wiederholte: daß ihn der Erzbischof von Mailand, so bald er mit einem Heere deutscher Völker in diese Stadt ziehen würde, mit der eisernen Krone zum Könige von Italien krönen sollte. Ein Abgesandter des Pabstes versicherte die Beystimmung desselben zu diesem

Vorhaben, worauf Heinrich voll der schmeichelhaftesten Hofnung seine Rückreise antrat, nachdem er dem Grafen von Curtenova versprochen hatte, in wenig Wochen an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Mailand zu erscheinen.

Begleitet von dem Grafen von Rapperswyl nahm er seinen Weg durch Oestereich, den Herzog mit seinem Vorhaben bekannt zu machen, und ihn zur Theilnahme aufzufordern. Er selbst und Graf Hugo wußten dem Herzoge Untreue gegen den Kaiser als so vortheilhaft zu seiner Vergrößerung zu zeigen, daß dieser ländersüchtige junge Fürst dem Dringen seines Schwagers nicht lange zu widerstehen vermogte, da ihm überdies, neben der Befriedigung seiner Begierde, sich zu vergrößern, noch die Erfüllung eines andern Wunsches vorgespiegelt wurde.

Vor fünf Jahren hatte sich Friedrich mit Agnesen, der Tochter des Herzogs von Meran, vermählt, jetzt aber wünschte er sich wieder von ihr zu trennen, weil er durch sie noch nicht Vater worden war, und der letzte seines Stammes wünschte er sehnlich dieses zu seyn. Es fehlte ihm an einem Vorwande zur Scheidung, doch durch die Vermittlung des Pabstes hoffte er einen zu finden, denn bey den zahllosen Graden der Verwandtschaft, welche die lateinische Kir-

che

che annimmt, war es nicht zu bezweifeln, daß sich auch bey Friedrichen und Agnesen ein verbotener Ehegrad würde aufspüren lassen. Nur wünschte er, daß der heilige Vater diesen Ausspruch selbst thun mögte, weil er im entgegengesetzten Fall, Verdruß mit dem Könige von Ungarn, dem Oheim Agnesens, fürchtete.

Graf Hugo wußte, wie angelegentlich dieser Wunsch den Herzog beschäftigte. Er suchte ihn zu überreden, daß der Pabst sich gewiß seinem Verlangen gemäß erklären würde, wenn er sich mit dem Könige Heinrich, zur Erreichung der Absicht des Pabstes, zur Zerschmetterung der Macht Friedrichs, dieses Verächters der heiligen Kirche, verbände. Hierdurch erhielt der Herzog von Oesterreich einen Bewegungsgrund mehr, die Treue gegen den Kaiser zu brechen, und mit seiner ganzen Macht gelobte er seinem Schwager beyzustehen.

In Unfrieden lebte Heinrich mit dem Herzoge von Bayern, seit er ihm die Hülfe wider seinen Vater verweigert hatte. Noch war zwar ihre Mißhelligkeit nicht zu offener Fehde ausgebrochen, nun aber glaubte Heinrich nicht länger zögern zu dürfen, den Herzog anzugreifen, wozu ihn theils Rache, theils auch die Besorgniß bewog: daß Otto während seiner Abwe-

senheit aus Deutschland feindlich wider ihn verfahren mögte, wenn er ihm nicht zuvorkäme, und ihm die Macht benähme, dies zu thun.

Der Gedanke, einen Theil Bayerns mit Oestereich zu vereinigen, war so reizend für Friedrichs Länderbegierde, daß er seinem Schwager willig das Versprechen gab: Bayern mit ihm zugleich von der entgegengesetzten Seite anzugreifen.

Unvermuthet sahe sich Herzog Otto von den verbundenen Fürsten überfallen. Ausser Stande, ihnen sogleich wirksam mit einem mächtigen Heere zu begegnen, sendete Otto einen Eilboten nach Italien an den Kaiser, sich über den ungerechten Ueberfall seines Sohnes zu beschweren. Sein Gesuch blieb nicht ohne Erfolg; Friedrich schickte ohne Verzug strenge Befehle an seinen Sohn und an den Herzog von Oestereich, mit dem angegriffenen Otto Friede zu machen, und ihm allen Schaden zu ersetzen. Diesem Befehl fügte er die Drohung bey: selbst nach Deutschland zu kommen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, wenn sie säumen würden, zu erfüllen, was er und Billigkeit ihnen befähle.

Es war, wie wir wissen, mehr Heinrichs Absicht den Herzog von Bayern ausser Stand zu setzen, etwas wider ihn zu unternehmen, als auf die Kosten desselben seine Macht zu vermehren. Diese Absicht hofte er durch den Frieden

zu erreichen, dessen schnelle Abschliessung ihm nach der Drohung seines Vaters um so nöthiger schien, weil er der Erfüllung derselben mußte vorzubeugen suchen, denn er war überzeugt, daß ihm sein Vater in Deutschland weit überlegen war.

Herzog Friedrich äusserte wenig Bereitwilligkeit zum Frieden, weil durch denselben die Hofnung vernichtet wurde: die Gränzen seines Landes durch Besitzungen des Herzogs Otto weiter auszudehnen. Er bemühte sich, seinen Schwager von seinen friedlichen Gesinnungen zurückzuführen, sahe sich aber in seiner Erwartung getäuscht. Daß er den König zu größern Forderungen an den Herzog von Bayern reizte, war alles, was er vermogte; und dies hatte für ihn keinen Nutzen, denn aus Furcht: sein Land verheert zu sehen, ehe ihm Kaiser Friedrich zu Hülfe eilen könnte; that Otto alles, was Heinrich von ihm verlangte, und gab ihm seinen Sohn Ludwig als Geißel. Beyde verbundene Fürsten verließen jezt Bayern wieder; Friedrich nicht ohne Verdruß, die schönen Hofnungen so schnell vernichtet zu sehen, die er auf den Einfall in Bayern gegründet hatte.

Heinrichs ganzer Plan war indessen dem Kaiser so wie Theodoren und Margarethen verrathen worden; gegen die letzte durch den König selbst. In einer von den wenigen traulichen Stunden, die Margarethen jetzt noch zuweilen an der Seite ihres Gemahls dahin schwanden, suchte ihr dieser etwas Angenehmes zu sagen; vergaß, daß Margarethens Meinung nicht mit der seinigen zusammen stimmen würde, und glaubte sie durch die Versicherung: daß er sie bald auch zur Königin von Italien würde können krönen lassen; zur regsten Freude aufzurufen, aber Schrecken trat bey Margarethen an die Stelle der erwarteten Freude.

Auch bey der höchsten Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs würde sie zurück gebebt seyn vor dem Gedanken einer Empörung des Sohnes wider den Vater; wie viel mehr mußte dieses geschehen, da sie genau das Gegentheil wahrscheinlich fand.

Hellern Blickes als Heinrich, oder wenigstens durch Eroberungssucht nicht verblendet — denn wirklich wurde Heinrich durch die Aussicht auf die eiserne Krone zum Aufruhr wider seinen Vater gereizt — äusserte sie gegen ihn die Vermuthung, daß Pabst Gregor und die Städte des lombardischen Bundes den ganzen Plan vermuthlich nur deshalb angesponnen hätten,

die Macht der Hohenstaufen zu theilen, und sie wider sich selbst zu bewaffnen, um hierdurch ihre Absicht: dieses ihnen verhaßte Hauß ganz zu vertilgen; mit wenigerer Mühe ausführen zu können.

Heinrich war von seinen glänzenden Hofnungen so überfüllt, und schmeichelte sich eines so richtigen und tiefen Blickes in den Gang der politischen Begebenheiten der Zukunft, daß ihm Margarethens verschiedene Meinung und ihr Abrath ohne Zweifel selbst dann unwillig gemacht haben würde, wenn er noch aus dem schönen Munde geflossen wäre, den Heinrich vor drey Jahren voll inniger Liebe küßte. Noch mehr empörte ihn Margarethens Rath, weil ihm die Geberin durch die Macht ihrer Reize nichts von dem Mißfälligen benehmen konnte, das er für Heinrichs schwindelnde Einbildungskraft bey sich führte.

Zornig und hart verwies er Margarethen, daß sie sich in Dinge mischen wollte, die über ihre Einsicht erhaben wären, und benahm ihr durch den heftigen Unwillen, in welchem er von ihr schied, alle Hofnung: bey wiederholten Versuchen auszurichten, was ihr nicht gleich jetzt hatte gelingen wollen. Zwar wagte sie es, aber vergebens war ihre Mühe; Ungestüm und unwürdige Handlung der Lohn, den sie von ihrem

Gemahle erhielt. Um also zur Erhaltung der Ruhe und für die Abwendung der Gefahr, mit welcher sie ihren Gemahl bedroht sahe, wenn er sich von dem eigennützigen Rathe der geheimen Anhänger des Pabstes verführen ließe, um für diese wenigstens so viel zu thun, als in ihren Kräften stand, beschloß sie einen Versuch, das Bündniß zwischen Heinrich und Friedrich zu zerreissen. Der Gedanke, daß dieser wegen des schnellen Friedens mit dem Herzoge von Bayern über jenen unzufrieden war, schmeichelte ihrer Hofnung mit Gelingen.

Mein Gemahl hört mich nicht! — schrieb sie an ihren Bruder — er verstopft sein Ohr den Beschwerungen und Klagen seiner Gattin, und das Zauberspiel trügerischer Hofnung gaukelt ihm Bilder von Ruhm und Vortheil vor, wo ich gewiß mit richtigerm Blicke nur Schande und Verbrechen und in der Ferne einen Abgrund sehe, der sich nicht nur meinem Gemahle, nein, auch mir und meinen Kindern öffnet. Darum, mein Bruder, wende ich mich an Dich. O rette Deine leidende Schwester, rette ihren Gatten und ihre unmündigen Kinder, indem Du selbst dem Winke der Klugheit und dem Befeh-

le der Pflicht gegen Deinen Lehnsherrn und Deine Unterthanen folgst!

O mein Bruder! Du hast der Feinde schon so viele: Ungarn, Böhmen und Bayern stehen vielleicht schon auf dem Punkte, wider Dich in einen Bund zu treten, willst Du Dir auch den Kaiser zum Feinde machen, und Dich auflehnen wider den, dem Du Treue gelobtest? Heinrich — o wie wehe thut es mir, es sagen zu müssen — Heinrich verleitete Dich zu diesem frevelhaften Vorsatze, aber folge Du ihm nicht, mein Bruder! Nein, zurückbringen müssest Du den Verblendeten zu seiner Pflicht und zur Kenntniß seines wahren Besten!

Woher, ihr jungen Männer! konnte eure Einbildungskraft, die freilich alles in einem rosigen Lichte sieht, weil euch euer günstiges Geschick noch wenig vereitelte Hoffnungen betrauren ließ, woher konnte euch der Wahn kommen: wider den Kaiser etwas ausrichten zu können! O lasset ihn ruhen, den alten Löwen! Reizt seinen Grimm nicht wider euch, damit er euch nicht verzehre!

Dein Name, mein Bruder, ist schon nach wenigen Feldschlachten in das Buch der Helden geschrieben, vergiß aber nicht, daß, wenn Du auch dem Kaiser an Heldenmuthe gleichest, doch deine Macht die seinige nicht erreicht. Wirst

Du den großen Mann zu besiegen vermögen, der selbst dem Banne des Pabstes trozte und den Schaaren der Feinde, die er wider ihn bewaffnete? Auf seine Größe sich stützend zog er hin gen Palästina, war Sieger über die Ungläubigen, ob er schon neben ihnen auch mit den Kabalen der Christen zu kämpfen hatte, die des Pabstes List und Rachbegierde wider ihn aufreizte; setzte sich, als einen Lorbeer des Sieges, die Krone von Jerusalem auf das Haupt, schloß mit dem Sultane der Saracenen einen vortheilhaften Frieden; flog dann, wie auf den Fittigen des Windes, wieder zurück in seine italienische Staaten, und schmetterte die Rotten danieder, durch die sie der Pabst indessen hatte überfallen lassen. Wird der Held, der diese Wunder bewirkte, Euch erliegen! Oder wäre es möglich, daß Du, gleich meinem Gemahle, den Versprechungen des Pabstes und den gleissenden Worten der treulosen Lombarden trauen könntest? O nein, gewiß durchschaut mein Bruder ihre List, durch die sie den Sohn wider den Vater zu bewaffnen gedenken, um beyde gewisser verderben zu können.

Gesezt auch, daß es die Mailänder treulich mit meinem Gemahle meinten, werden sie und ihre wenigen Verbundenen allein der ganzen Macht des übrigen Italiens widerstehen kön-

nen, oder ist die Herrschaft über dasselbe durch einen Zauber mit dem Besitze der eisernen Krone verbunden? Nein, bald würde Heinrich der Macht seines Vaters und der mächtigen Parthey der Gibellinen, geführt vom Helden Ezzelino, erliegen müssen, wenn es ihm auch gelänge, mit Dir vereint, nach Welschland einzudringen.

Erlaube mir, mein Bruder, Dir ein Bild darzustellen, das meine Einbildungskraft mir vorbildet, und das mich immer mehr beunruhigt, je lebhafter ich mich überzeuge daß die höchste Wahrscheinlichkeit meiner Phantasie den Pinsel führte.

Jauchzend hat Euch Mailand die Thore geöfnet; die eiserne Krone auf dem Haupte, wähnt sich Heinrich König von Italien, und Du mein Bruder, beschäftigst Dich schon im Geiste mit den Lehen, die er Dir, seinem treuen Helfer, reicht, da erweckt Dich aus einem schönen Traume das fürchterliche Gerücht, mit welchem ein Eilbote aus Oesterreich Dir nachfliegt: zahllose Schaaren von Böhmen und Bayern hätten Dein Land überschwemmt, und ihrer Vertheidiger beraubt, bluteten seine Bewohner unter den Streichen der Feinde ihr Leben aus.

Ihrem Wüthen zu steuern, eilst Du zurück; Dein Schwager sucht durch Italiener das

kleine Häuflein deutscher Völker zu verstärken, welches ihm, nach deinem Abzuge, noch übrig bleibt, aber mitten in seinen Rüstungen sieht er sich von seinem Vater mit einem Heere überrascht, das durch seine Menge weniger furchtbar ist, als durch die Helden, die es führen, durch Friedrichen und Ezzelino.

Aufgerufen von väterlicher Güte bietet der Kaiser seinem irregeleiteten Sohne die Hand zur Versöhnung, aber, auf die Worte der Lombarden und die Versprechungen des Pabstes trauend, nimmt sie Heinrich nicht an; Zorn tritt bey dem Kaiser an die Stelle der väterlichen Liebe, er sieht nur den Empörer, oder erblickt er den Sohn, so wird jener hierdurch nur noch sträflicher, und nun schläudert er die Blitze seines Schwerdes wider den, dem er erst zur Vergebung winkte.

Der Kampf ist ungleich; das schwächere Heer führt Heinrich, der jezt beynahe zum erstenmale im Felde erscheint, das stärkere der unbezwungene Held Friedrich — kann die Waage des Sieges lange schwanken? Heinrichs Schaale fliegt empor, fechtend flieht er zurück nach Mailand; Friedrich stürmt ihm nach; seine Steinschläudern zerschmettern die Mauern der Veste; der Tod würgt unter ihren Vertheidigern; ein Sturm führt den Sieger Friedrich

über die Mauer; Heinrich wird sein Gefangener.

Vaterliebe erwacht aufs neue in Friedrichs Busen; sie heischt Mitleid und Vergebung für den verhafteten Sohn. Vertausche — ruft er ihm zu — die Vesten, welche deine Krieger noch besetzt halten, gegen meine Verzeihung.

Heinrich, ein Spiel der Ränke des Pabstes, fällt ihnen jezt zum Opfer. Laßt Euch durch Drohungen nicht schrecken — hatten ihm Gregors Geschöpfe zugeflüstert, ehe er zu seinem Vater geführt wurde — und vergebt Eure Rechte nicht selbst. Sollte auch Friedrich Tyrann genug seyn, der Stimme des Blutes sein Ohr zu verstopfen: so wird ein Bannstrahl des heiligen Vaters Euch den Kerker öfnen, in welchem Euch väterliche Grausamkeit fesselte, und mit Eurem Hervorgehen wird Sieg verbunden seyn.

Heinrich wird von den glatten Worten der Verführer überlistet, er trozt dem gerechten Zorne des Vaters; vertilgt durch Starrsinn die Regungen des Mitleids, und büßt dafür mit ewiger Haft, in einem Kerker, im Innersten des Landes, das seinem Zepter gehorcht haben würde, wäre er nicht von dem Gehorsame gegen seinen Vater gewichen.

O mein Bruder! ich muß die Feder weglegen, um ein wenig auszuruhen, ehe ich die lez-

ten Züge dieses furchtbaren Bildes zu vollenden vermag.

Indessen Heinrich der Stärke seines Gegners und den Tücken seiner Ahitophelsräthe unterlag, hat Dein Heldenarm die Feinde, die Dein Land verwüsteten, zurückgedrängt über die Gränzen der ihrigen, und Du willst nun Deinem unglücklichen Schwager zu Hülfe eilen, aber mitten auf Deinem Wege kömmt Dir der Kaiser entgegen, die Verletzung der schuldigen Lehnstreue zu rächen. Das Schwerd Deiner Feinde hat viele Deiner tapfern Krieger aufgezehrt, ehe Du mit den übrigen siegtest, und nur mit einer kleinen Schaar stehst Du jetzt dem furchtbaren Heere des Kaisers entgegen. Mit gleicher Tapferkeit ringt Ihr lange um den Sieg, bis er endlich für die Uebermacht entscheidet. Du mußt fliehen; der zürnende Kaiser erklärt Dich in die Acht, und nennet deine Feinde, die Herrscher über Böhmen und Bayern, zu Vollstreckern derselben. Wirst Du ihnen widerstehen können, da es Deinem verheerten Lande an Kräften gebricht, neue Heere zu schaffen!

Wenn der Zorn des Kaisers einmal entflammt, so ist er ein verzehrendes Feuer, das weit um sich greift. Noch mehr angefacht durch den Argwohn; die Gattin, die Schwester denke übereinstimmend mit dem Gemahle und Bru-

der, und sey ungerecht und rachsüchtig genug, ihre unmündigen Kinder zu Rächern ihres Vaters zu erziehen; senkt sich des Kaisers schwerer Arm auch auf mich und meine Kinder herab. Wir werden in den Kerker gestossen, worinnen wir über uns und über Euch klagen und sterben.

O mein Bruder, ich kann nichts mehr hinzusetzen als die Wiederholung: rette Dich selbst, meinen Gemahl, meine schuldlosen Kinder! Rette

Deine Schwester Margarethe.

Seit der Zeit, wo Friedrich, kurz vor der Theilnahme an dem Angriffe des römischen Königs gegen den Herzog von Bayern, in dem Kriege mit den Ungarn und Böhmen seinen Heldenruhm gründete, hatte Frau Theodore oft in der Einsamkeit ihres Gemaches bittere Thränen geweint, hervorgepreßt durch die Besorgniß: ihr Sohn mögte keiner solchen Thränen mehr fähig seyn, wie sie damals sein Auge zierten, da der Abt von Sankt Gallen die Aussteuer seiner Schwester von ihm forderte; mögte nicht mehr empfänglich seyn für solche Freuden, durch welche ihn dort jene schöne Zähren abgelockt wurden.

Der Ruhm: ein Held, ein gewaltiger Herrscher zu seyn; hatte ihn durch falschen Glanz geblendet; nur nach ihm strebte jezt sein rastlo-

ses Ringen, und hier und da begann man ihn schon einen Bedrücker seines Volkes zu nennen, der es mit drückenden Lasten beschwere, um nur der verzehrenden Fackel des Kriegs immer Nahrung geben zu können. Doch Friedrichs Durst nach Kriege war noch nicht so unersättlich, daß Margarethens Schreiben ganz sonder Eindruck auf ihn hätte bleiben sollen, möglich aber, daß er ohne die Unzufriedenheit mit seinem Schwager minder lebhaft gewesen wäre. Doch wir wollen nicht die Ursachen einer Wirkung zu ergründen suchen, über deren Gegenwart Margarethe und Theodore sich freueten.

Friedrich gab nicht nur seiner Mutter und seiner Schwester die festesten Versicherungen, daß er seinen Bund mit Heinrichen wider den Kaiser aufheben wollte, sondern schrieb auch selbst an den erstern, und ermahnte ihn zum Frieden mit seinem Vater. Heinrich erhielt diesen Rath, als sich eben neue Abgesandte aus Mailand bey ihm befanden, die ihn aufforderten, seine Abreise nach ihrer Vaterstadt nicht länger zu verzögern; doch aber den Rath hinzufügten, so viel Volk mit sich zu bringen, daß er ohne Furcht vor den umherstreifenden Partheyen der Gibellinen den Weg bis nahe hin zu ihrer Vaterstadt fortsetzen könnte, wo sie seiner mit ihrer ganzen Macht harren woll-

sen. Auch unterließen sie nicht von der Leichtigkeit zu sprechen, mit welcher er sich zum Herrn von ganz Welschland würde machen können, und belebten hierdurch die Hofnung in ihm: seine Absicht auch ohne die Beyhülfe des Herzogs von Oesterreich zu erreichen. Er entließ die Abgesandten mit dem Versprechen: den Zug zu unternehmen, sobald der Frühling heranbräche.

Der Herzog von Bayern hatte sich indessen wiederholt an den Kaiser gewendet, und ihn um sein mächtiges Wort für die Freistellung seines Sohnes gebeten, verhaftet blieb aber der junge Prinz obschon der Kaiser dem Vater desselben versicherte, daß der römische König seinen väterlichen Ermahnungen: den Sohn eines getreuen Fürsten des Reichs in Freiheit zu setzen; nicht widerstreben würde.

Auf diese schriftliche Versicherung gestützt, forderte Otto seinen Sohn von dem König zurück wurde in seinem Verlangen dringender, und versammelte zugleich seine Lehnsleute und Kriegsknechte, um sich gegen einen möglichen zweyten Ueberfall des Königs in gehörige Verfassung zu setzen.

Unter dem Vorwande zerrütteter Gesundheit hatte der Graf von Rapperswyl die Dienste des

Königs vor einiger Zeit mit dem Aufenthalte daheim in seinem Lande verwechselt, weil er die üble Wendung ahndete, die Heinrichs Unternehmen erhalten würde, denn zu seinem Verdrusse sahe er den Plan scheitern: einige der mächtigsten Fürsten in dasselbe zu verwickeln, daher Klugheit ihn aufforderte, sich zurückzuziehen, ehe Heinrichs Fall auch ihn beträfe. Andere Rathgeber traten an seine Stelle, und nicht weniger thätig für die Absichten des Pabstes als Graf Hugo, suchten sie nun, da es deutlich wurde, daß sie das Ziel nicht erreichen konnten, nach welchem sie Anfangs hinarbeiteten, dem Vortheile des heiligen Vaters wenigstens so viel zu frommen, als ihnen die Lage der Dinge verstattete.

Da es unmöglich war, den Stamm der Hohenstaufen ganz zu fällen, wollten sie ihm mindestens einige Aeste rauben, und beschlossen daher zuerst Heinrichs Fall, welchem, nach dem Anfangs entworfenen Plane, Friedrichs Untergang hatte vorangehen sollen, weil Pabst Gregor nicht ohne Hofnung war, den ersten noch vielleicht zu einem frommen Sohne der Kirche umschaffen zu können.

Die Geschichte meldet nicht genau, ob Heinrich aus Folgsamkeit gegen den Rath seiner neuen Führer, oder aus Drang seiner Hitze den

Herzog von Bayern, statt ihm seinen Sohn zurückzugeben, noch einmal befehdete, daß er es aber wirklich that, davon liefert sie unleugbare Beweise. Jezt fand er den Herzog vorbereitet, auch fehlte ihm die Beyhülfe Friedrichs von Oesterreich, weshalb er mit seinem Heere keine so schnelle Fortschritte machen konnte, als bey dem ersten Ueberfalle.

So bald sich Herzog Otto von dem römischen Könige angegriffen sahe, sendete er einen Eilboten nach Welschland, des Kaisers reichsoberhauptliche Hülfe zu erbitten. Zornig, daß Heinrich seine ernstliche Ermahnungen so ganz nicht geachtet hatte, eilte Heinrich mit einer Schaar auserlesener Krieger nach Deutschland; mit Gewalt zu bewirken, wogegen alle seine Vorstellungen ohne Erfolg gewesen waren.

Sich selbst zu überzeugen, ob es des Herzogs von Oesterreich wahrer Ernst wäre, dem römischen Könige nicht länger beyzustehen, nahm der Kaiser den Weg durch Steyermark, an dessen Gränzen ihn der Herzog empfing. In hohem Grade wider ihn eingenommen, glaubte der Kaiser einen deutlichen Beweis seiner Treue fordern zu müssen, und fand für gut, die Auszahlung des Heyrathsguths Margarethens an ihn, nicht an seinen Sohn zu verlangen.

Nie war der Herzog von Oesterreich weniger in der Lage, ein solches Verlangen zu bewilligen, da es ihm schon ohnehin an Gelde zu den nöthigen Rüstungen zu einem beschlossenen Kriege wider Ungarn und Böhmen mangelte. Ein kaiserlicher Freiheitsbrief verhieß den Herzogen von Oesterreich in solchen Fällen Hülfsgelder, und auf diesen sich berufend, bat Friedrich den Kaiser um zweytausend Mark, seinen beschlossenen Krieg, den er dem Besten des Reiches für vortheilhaft erklärte, mit größerm Nachdruck führen zu können.

Geld zu geben, statt daß er gehoft hatte, welches zu erhalten, war ganz wider die Absicht des Kaisers. Mit harten Ausdrücken verwies er dem Herzoge sein unziemliches Begehren, und bestimmte ihm im Laufe eines Jahres drey Fristen, wo er die Aussteuer seiner Schwester unverweigerlich bezahlen sollte. Zu dieser Ermahnung fügte er die Drohung seiner ernstlichen Ahndung, wenn Friedrich der festgesetzten Fristen nicht eingedenk seyn würde, wodurch er die Hitze des jungen heftigen Herzogs zum größten Aufbrausen reizte. Zorn erlaubte dem Herzoge nicht, die Worte abzuwägen; er vergaß die schuldige Ehrerbietung für kaiserliche Majestät, trennte sich, nachdem er seine Hitze ausgebraust hatte, ohne Abschied von dem Kaiser,

der hierdurch zur heftigsten Erbitterung wider ihn gereizt wurde.

Durch steten Umgang mit den trugvollen Italienern gewöhnt, überall List und Verstellung zu argwohnen, und von diesen beyden Staatskünsten selbst nicht frey, glaubte der Kaiser unter dem Vorwande des Herzogs Friedrich, aus welchem er die Auszahlung der verlangten Summe verweigerte, und dagegen selbst eine größere begehrte, andere Bewegungsgründe verborgen. Er fürchtete, daß er wider ihn selbst die Summe anzuwenden gedächte, die er zum Kriege wider die Ungarn verlangt hatte, und einige Begleiter des Kaisers, geheime Feinde des Herzogs, liessen nichts unversucht, diesen Argwohn zu nähren.

Mit seinem Sohne Konrad gieng Kaiser Friedrich von Steyermark nach Worms, wohin er die Fürsten zu einem Reichstage, den römischen König zur Rechenschaft hatte entbieten lassen. Heinrich erschien nicht, und was nun geschah, kam wirklich dem sehr nahe, was Margarethe, geleitet von ihrer Einbildungskraft und Wahrscheinlichkeit, in dem Schreiben an ihren Bruder voraus sagte.

Gnade und Vergebung bot der Kaiser seinem Sohn an, wenn er ihm seine Burgen und Schlösser, besonders die Veste Dreifels überlie-

fern, seine Söldlinge entlassen, und gen Worms kommen würde, seinem Vater aufs neue Gehorsam zu geloben. Heinrich schwankte, aber seine Rathgeber hielten ihn zurück, dem Rufe der Klugheit zu folgen.

Einsam und traurig lebte indessen Margarethe mit ihren Kindern auf einem Waldschlosse in Schwaben, wohin die Nachricht von Heinrichs Widersetzlichkeit gegen seinen Vater sich bald verbreitete. Schon hierauf vorbereitet, wurde zwar Margarethe heftig erschüttert, doch nicht ihrer Besinnungskraft so ganz beraubt, daß sie nicht hätte ausführen können, was sie schon vorher beschlossen hatte. Sich selbst maß sie keine Gewalt über ihren Gemahl bey, viel versprach sie sich aber von der Macht väterlicher Liebe, und eilte daher mit ihren Kindern nach Dreifels, einen Sturm auf Heinrichs Herz zu versuchen.

Mit ihren Söhnen stürzte sich Margarethe zu den Füßen ihres Gemahls, und flehte ihn, um dieser Unschuldigen willen, nach Worms zu gehen. Heinrich blieb unerbittlich; die Ränke der Geschöpfe Gregors machten sein Ohr taub gegen das Flehen Margarethens und seiner unmündigen Kinder, und verschlossen sein Herz dem Gefühle der Vaterliebe, indem sie sein Au-

ge von dem Bilde der Gefahr hinwegwendeten, die ihn und seine Kinder bedrohte.

Vergebens stellte ihm Margarethe vor, daß sein Widerstand gegen seinen erzürnten Vater über ihn und seine Söhne Unglück bringen würde; irre geleitet von seinen bösen Rathgebern, schmeichelte er sich von seiner Unternehmung noch immer den glücklichsten Erfolg.

Rege Mutterliebe — sprach er zu seiner Gemahlin — weckt unnöthige Furcht in Euch, und verleitet Euch, über Dinge zu urtheilen, die Euer Blick nicht zu durchdringen vermag. Kronen liegen an dem Ziele des Weges, auf welchem ihr Unglück ahndet, sie mir und meinen Söhnen zu erkämpfen sey mein Bestreben, und der Kaiser wird mich mit aller seiner Macht nicht verhindern können, das Ziel zu erreichen, wenn er schon meinen Lauf aufhält. Ja, ich will nach Worms, aber an der Spitze meines Heeres, mit dem Schwerde mich zu rechtfertigen.

Er rieth seiner Gemahlin, aus Sorgfalt für ihre Sicherheit, mit ihren Kindern seine Rückkehr in Dreifels zu erwarten, befahl dann dem Befehlshaber, den er über diese Veste gesetzt hatte, sie bey einem möglichen Angriffe nach allen Kräften zu vertheidigen, und trat mit seinem Heere den Weg nach Worms voll froher Hofnung an.

Klagend über die Verblendung und den Starrsinn ihres Gemahls, und gequält von Besorgnissen für ihn, sich selbst und ihre Kinder, hatte Margarethe zu Dreifels drey bange Tage zugebracht, als der Burgwächter ihr melden ließ, daß eine Schaar Krieger sich der Vestung näherte, jetzt aber noch zu weit entfernt wäre, um in ihr Freunde oder Feinde unterscheiden zu können. Margarethens Furcht ahndete das letztere, und der Befehlshaber der Besatzung eilte, sich auf jeden Fall zu bereiten.

In dem Augenblicke, wo man es erkennen konnte, daß die Herannahenden kaiserliche Krieger waren, sahe man einen Reiter von einer andern Seite auf die Vestung zusprengen. Die kaiserlichen Völker hatten ihn ausgespähet, einige Reisige eilten ihm entgegen, und die Burgmänner sahen, wie dieser Eilbote, in welchem sie einen der Ihrigen erkannten, sich durch sein Schwerd vergebens einen Weg nach der Vestung zu bahnen suchte. Zurückgehalten durch die Ueberlegenheit seiner Gegner, wollte er den Burgmännern die Botschaft, die er an sie hatte, in wenig Worten zurufen, aber auch dies war ihm unmöglich. Ein Schwerdstreich streckte ihn zu Boden, da er noch nicht mehr als die beyden Worte: unser König; ausgerufen hatte.

Margarethe ahndete, was der Eilbote nicht zu sagen vermogte, und ermahnte daher den Befehlshaber der Veste, sich der ersten Aufforderung zu ergeben, fand aber diesen nicht gleicher Meinung mit sich.

Lasset uns nicht übereilt handeln, gnädigste Frau — antwortete er — noch läßt sich nicht entscheiden, ob uns der Bote die Annäherung Eures Herrn und Gemahls, oder, wie ihr fürchtet, seine Verhaftung hat verkündigen wollen. Lasset uns einen oder etliche Tage harren, ob unser gnädigster Herr keinen Entsatz sendet, damit wir nicht uns und ihm durch zu frühzeitige Furcht schaden. Vielleicht sucht der Kaiser nur Euch und Eure Kinder in seine Gewalt zu bekommen, unsern gnädigsten Herrn hierdurch zum Frieden zu nöthigen.

Was Albert von Aldungen sagte, fand bey Margarethen wenig Glauben; durch nichts konnte sie ihn aber bewegen, ihren Ermahnungen gemäß, mit dem Anführer der kaiserlichen Völker in Unterhandlungen zu treten, um wenigstens die Freiheit ihrer Kinder durch die Uebergabe der Vestung zu erkaufen. Zurückgewiesen wurde der Herold, durch welchen der Graf von Eberstein, des Kaisers Kriegsoberster, Dreifels auffordern ließ, sich zu ergeben, worauf der Graf die Belagerung begann.

Zwey Tage hatte Dreifels dem Angriffe der Belagerer widerstanden, und Albert von Aldungen suchte die zagende Margarethe durch die Hofnung auf die Hülfe ihres Gemahls zu trösten. Gleich Anfangs hatte dieser Trost wenig Kraft auf sie bewiesen, jezt verlor er sie ganz, und Margarethe wurde in ihrem Verlangen, mit dem Grafen von Eberstein zu unterhandeln, immer dringender.

Gern — sprach sie — will ich das traurige Geschick meines Gemahls theilen, gern im tiefsten Kerker schmachten, wenn ich nur meinen Kindern die Freiheit erhalten kann. Verlangt für sie, von dem Grafen von Eberstein, sicheres Geleit nach Wien zu meiner Mutter, wenn es auch mir nicht vergönnt werden sollte, sie zu begleiten.

Albert begann seine Unterhandlungen, deren glücklicher Beendigung Margarethe sich freute, als ihr Albert eine Schrift des Grafen von Eberstein brachte, in welcher ihren Söhnen sicheres Geleit nach Wien versprochen wurde. Sie selbst sollte, begleitet von dem Grafen, nach Worms gehen, sich bey dem Kaiser von dem Verdachte zu rechtfertigen, daß Heinrich durch sie zur Empörung wäre veranlaßt worden. Vermögte sie dieses gegen ihren gütigen Richter: so sollte es ihr dann freystehen, ihren Söhnen

nach Wien zu folgen, oder sie zurück zu rufen, und mit ihnen an einem andern Orte zu leben.

Margarethens Freude über diesen glücklichen Ausgang der Bedrängnisse, in denen sie sich samt ihren Kindern befand, war nicht von langer Dauer. Sie hatte Alberten aufgetragen, bey dem Grafen von Eberstein nach dem Schicksale ihres Gemahls zu forschen, erhielt aber nicht die geringste Nachricht von ihm.

Kennt Ihr Kriegsgebrauch so wenig — theilte ihr Albert die von dem Grafen erhaltene Antwort mit — daß Ihr jetzt schon zu wissen begehret, was ich Euch dann erst sagen kann, wenn ich erfahre, ob Eure Gebieterin die Vergleichspunkte zwischen uns annehmen will oder nicht?

O so eilt, es ihm zu sagen, daß ich sie annehme — antwortete ihm Margarethe — damit ich bald etwas von meinem Herrn und Gemahl erfahre.

Sie erfuhr nur wenig; daß sie in Worms ihn finden würde, war alles, was ihr der Graf von Eberstein versicherte. Diese Zurückhaltung, zu welcher sie so ganz keine Ursache auffinden konnte, vermehrte ihre Besorgnisse. Bis jetzt hatte sie ihren Gemahl, den sie bey allen seinen Fehlern noch immer liebte, oder wenigstens mit der Treue einer Gattin an allem, was ihn betraf, den lebhaftesten Antheil nahm,

nur verhaftet geglaubt, jetzt aber begann sie ein noch traurigeres Loos für ihn zu fürchten.

Sie dachte zu günstig von dem Kaiser, ihn der Hinrichtung seines Sohnes fähig zu halten, oft aber stieg dieser furchterweckende Gedanke in ihr empor, weil sie bemerkte, daß der Blick des Grafen von Eberstein mitleidsvoll auf ihr ruhte, wenn sie nach ihrem Gemahle fragte, und weil sie dann immer nur die unbefriedigende Antwort erhielt, daß sie ihn in Worms wiederfinden würde. An ihn schloß sich Furcht für ihre Kinder und Mißtrauen gegen das Versprechen des Grafen: sie nach Wien bringen zu lassen.

Mit diesen Besorgnissen in dem Busen — wie schwer mußte es da nicht der zärtlichen Mutter werden, von ihren Söhnen zu scheiden. Unzählich oft schloß sie einen um den andern in ihre Arme, sich mit ihnen zu letzen, und empfahl sie der Sorgfalt eines ihrer treuesten Diener, den sie ihnen zur Aufsicht mitgab. Doch das Schmerzliche des Abschiedes in einer solchen Lage, in welcher sich Margarethe befand, lässet sich nur empfinden. Wir wollen daher, statt eines vergeblichen Versuches, ihn zu schildern, nur noch die Nachricht hinzu setzen, daß Margarethe und ihre Söhne, auf verschiedenen Wegen, zu gleicher Zeit aus Dreifels abgeführt worden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich, 1766-1813

Margarethe von Oesterreich, Gemahlin des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen Aus dem dreizehnten Jahrhundert ; Zwey Theile

Bd.: [1]

Leipzig (1792)

P.o.germ. 593 tf-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310714-1
VD18 80371337-001